



Das Wolfurter Wettersegenkreuz.
Eine wertvolle alte Goldschmiedearbeit.

Inhalt:	102. Wohnen in Wolfurt	106. Kammerdiener Kalb (2)
	103. GFG, der Ornath-Händler	107. Altes Geld
	104. Goldschmiede aus Wolfurt	108. Aus Lutzos Notizbuch
	105. Schnapsbrenner	109. Flucht in die Höhle

Autoren

Mag. Christoph Volaucnik, Jg. 1961. Bekannt durch viele Veröffentlichungen in Geschichtswerken und Fachzeitschriften. Als ehemaliger Wolfurter hat er uns schon mehrere Beiträge zur Verfügung gestellt. Volaucnik arbeitet jetzt für das Archiv der Stadt Feldkirch und forscht in seiner Freizeit auch für uns.

Mag. Meinrad Pichler, Jg. 1947. Er ist Direktor des Gymnasiums Gallusstraße in Bregenz und hat als namhafter Historiker eine ganze Anzahl von Werken zur neueren Geschichte Vorarlbergs herausgegeben. Besondere Bedeutung hat für uns Wolfurter sein Buch *Auswanderer in die USA*.

Bildnachweis

Karl Hinteregger Bild 2

Alle anderen aus der Sammlung Heim, meist Reproduktionen von Hubert Mohr oder Karl Hinteregger.

Bitte !

Diesem Heft 21 liegt wieder ein Erlagschein bei. Konto Heimatkundekreis 87 957 Raiba Wolfurt. Wir bitten Sie herzlich, mit Ihrem Beitrag die Herausgabe weiterer Hefte zu ermöglichen. Wegen der geringen Auflage sind die Druckkosten doch relativ hoch.

Herausgeber: Heimatkundekreis Wolfurt
Für den Inhalt verantwortlich: Siegfried Heim, Funkenweg 11, A-6922 Wolfurt
Satz und Grafik: Erik Reinhard, A-6922 Wolfurt
Fotosatz: Mayr Record Scan, A-6922 Wolfurt
Druck: Lohs Ges.m.b.H., A-6922 Wolfurt

Zuschriften und Ergänzungen

Das letzte Heft (Nr. 20) hat wieder viel Beifall gefunden. Die Beiträge über die ersten Vorsteher und über die Flatz-Familien haben, wie auch die Geschichte vom Silbersee, zu einer ganzen Anzahl von Nachbestellungen geführt.

Dorns Kinder (Heft 20, Bild 19)

Martha Hinteregger erinnerte sich, daß auf dem Bild außer Klemens auch die älteste Schwester **Antoinette** fehlt. Sie sei ihr immer den schönen Namen der unglücklichen französischen Königin neidig gewesen.

Der Ippachwald (Heft 18, S.16 und Heft 19, S. 14)

Dazu hat das Katholische Bildungswerk Wolfurt am Sonntag, 17. Mai 1998, eine Lehrwanderung durchgeführt: **Vom Ippachwald zur Paradieswiese**. Mehr als hundert interessierte Wanderer stiegen den steilen Pfad durch den Wald hinauf. Dabei erinnerten sie sich daran, daß auf diesem Weg einst unsere Bildsteiner Vorfahren zur Taufe und zum Friedhof nach Bregenz oder später nach Wolfurt getragen worden sind. Auf der wunderbaren Lichtung *Hoamolitto* setzten sich Jung und Alt noch einmal zusammen.

Kammerdiener des Kaisers (Heft 19, S. 46)

Zu unserer Freude hat nach dem Lesen dieses Beitrages der Bregenzer Historiker Meinrad Pichler den Kammerdiener **Kaspar Kalb** zum Gegenstand seiner Forschungen in den Wiener Archiven gemacht. Er berichtet darüber in diesem Heft. Dabei hat er dort gleich auch noch einen verschollenen Rickenbacher entdeckt:

Mathias Kalb, geboren am 24. Februar 1775, war das 15. von 18 (achtzehn) Kindern des mit Kaspar Kalb nicht verwandten Sebastian Kalb. Die Familie lebte im Haus



Bild 2:
Erlebte Heimatkunde auf Hoamolitto

domus 127. Es stand am Platz von Hofsteigstraße 53 beim Kreuz und ist 1897 abgebrannt. Nach dem Tod des Vaters und der meisten Geschwister wurde Mathias Kalb Soldat und galt schon 1805 als verschollen. Nun hat ihn Pichler in den alten Schriften in Wien als *Schätzmeister bei den Handschuhmachern* gefunden. Seine nächsten Verwandten wären heute Kirchberger-Kalbs aus dem Alten Schwanen.

Barmherzige Schwestern (Heft 17, S. 61)

Aus Zams hat wieder Sr. Isabella Schedler geschrieben und sich für ein Heftchen bedankt. Dann erzählt sie aus ihren Erinnerungen: Im Kriegsjahr 1918 nahm Igels Hilda sie einmal mit zur Schule. Dort bekamen hungernde Schüler in der großen Pause aus einem Kessel einen Teller Gerstensuppe mit großen schwarzen *Su-Kichora* (Saubohnen) geschöpft.

Später machte sie mit der dritten Klasse unter Lehrer Bitriol einen Ausflug: Eine lustige Fahrt mit dem Wälderbähnle nach Doren, dann zu Fuß über das Tobel nach Krumbach und nach fröhlicher Einkehr wieder zurück. Einsetzender Regen zwang die Klasse zum Unterstehen. Da hielt ein sechssitziges Luxusauto. Alle die vielen Mädchen wurden auf den Polstern übereinander gestapelt. Die Buben band man mit einem Seil auf dem Gepäckträger und auf den Trittbrettern fest. So erreichten sie alle noch rechtzeitig den Zug am Bahnhof in Bozenau.

Auswanderer (Hefte 5, 9, 11, 13 und 15)

Wieder sind etliche Briefe von Nachkommen der Wolfurter Auswanderer nach Amerika eingetroffen.

Aus Monticello in Iowa schreibt **Brenda Knipper**, eine Urenkelin des 1888 von der Hub nach Petersburg bei Dubuque ausgewanderten **Mathias Bildstein**. Während die einst sehr zahlreichen Bildstein im Kirchdorf, in der Bütze, an der Hub und im Röhle mit Klara Bildstein 1951 ausgestorben sind, leben noch zahlreiche aus Wolfurt stammende Bildstein-Familien in Bregenz, Lauterach und eben in Amerika. Dort bewirtschaftet z. B. *Jim Bildstein* (Jg. 1943) in Delaware County eine Großfarm mit mehreren Quadratkilometern Grund. Natürlich gibt es auch in Wolfurt noch ein paar Dutzend (entfernt) Bildstein-Verwandte - aber keiner kennt den reichen Onkel in Amerika!

Aus Fremont in Ohio schreibt **Marilyn Fisher**. Sie gehört zur Sippe der *Stöoglar-Fischer* und ist zu den *Seppar-*, *Klosos-* und *Schnidarles-Fischer* in Wolfurt verwandt, aber auch zu *Baholzar-Schwerzlers* und zu *Bäschle-Köbs*. Ihr Ahn Nikolaus Fischer ist mit seiner großen Familie 1853 aus dem Haus Wälderstraße 10 (Dürs) ausgewandert (Siehe Heft 8, S. 7!). Bruder und Vater waren Sternen-Wirte im Strohdorf gewesen. Nun sucht auch sie Bilder und Informationen für ein Familienbuch.

Siegfried Heim

Wohnen in Wolfurt

Ein Dach über dem Kopf haben! - Grundbedürfnis für alle Menschen, so wie Essen und Schlafen. Ein Haus bauen! - seit ewigen Zeiten ein Urtrieb tief in uns. Kinder bauen ihr erstes Haus aus den Küchenstühlen und einer Wolldecke. Und welcher großen Stolz haben sie ein paar Jahre später auf die selbst genagelte Bretterhütte hinter dem Haus oder gar auf dem Baum!

Auch die Großen streben nach einem Ziel: nach einem Platz, wo man trocken und warm und in Frieden mit den Nachbarn wohnen kann. Das war immer so, von den Höhlen der Steinzeitjäger angefangen bis zu den Luxusvillen unserer Tage.

In den letzten fünfzig Jahren hat sich das Bauen überschnell entwickelt, auch bei uns in Wolfurt. Mit dem Niedergang der Landwirtschaft haben die meisten der 200 Wolfurter Bauernhäuser ihre alte Funktion mit Stall und Stadel verloren, aber auch als Wohnung für eine Großfamilie mit Großeltern und Tanten stehen sie nicht mehr hoch im Kurs. Viele wurden daher abgebrochen. Bei den meisten anderen wurden die Städel zu Garagen, Geschäften oder Wohnungen umgebaut. Die Fassaden erhielten durch neue Beläge, "moderne" Fenster und Haustüren ein verändertes Aussehen. Einige wenige von den alten Häusern wurden behutsam restauriert. Die letzten der schönen Rheintalhäuser prägen das Bild unserer Gemeinde. Sie verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit, denn ihre Entwicklung hat mehr als 1000 Jahre lang gedauert.

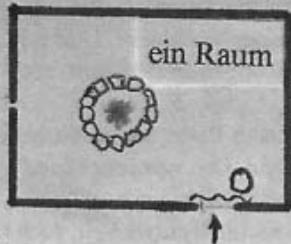
Das Einraumhaus

Als die Alemannen um das Jahr 500 in unser Land kamen, waren die aus Stein gebauten römischen Villen in Brigantium mit ihren Säulenreihen und den Hypocaust-Zentralheizungen bereits dem Verfall preisgegeben. Die neuen Siedler erbauten ihre schlichten Häuser in der Nähe von Bächen und Wäldern, bei uns in Wolfurt also am Tobelbach, am Holzerbach in Unterlinden, an der Hub und am Rickenbach.

Beim alemannischen *hus* trugen starke Holzpfeiler ein Strohdach. Die Wände bestanden aus einem dick mit Lehm beschmierten Rutengeflecht. Im Lauf vieler Jahre entwickelte sich aus diesem Pfeilerbau in manchen Ländern das Fachwerkhaus, bei uns aber das *gestrickte*¹ Haus. Zuerst bestand es aus einem einzigen Raum. Mittelpunkt war die offene Feuerstelle, die für Licht und Wärme sorgte. Es gab weder Fenster noch einen Kamin, wohl aber genug Fugen für den Abzug des Rauchs. Auf dem festgestampften Leimboden lag Laubstreu als Schlaflager für die ganze Familie und auch für die Haustiere. An den Wänden hingen Werkzeuge und Waffen. Im Rauch unter dem Dach hielten sich die Vorräte am längsten. Als Tür diente ein Tierfell, das durch große Holzklötze (*Riegel*) gesichert werden konnte. Für Getreide gab es außerhalb des Hauses eigene Speicher.

Vorstufen zum Rheintalhaus

I. Das Einraumhaus etwa bis 1200 n. Chr.



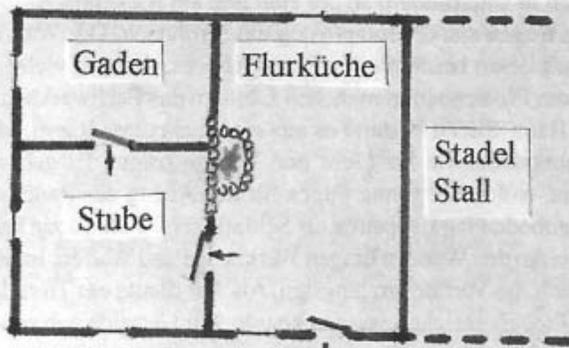
Feuerstelle	Vorräte
Wohnraum	Werkzeug
Schlafleger	Haustiere

II. Das Zweiraumhaus etwa 1200 bis 1500 n. Chr.



ein rauchfreies Schlafleger
verschiebbare Lichtlöcher

III. Das Dreiraumhaus etwa 1500 bis 1700 n. Chr.



Stadel
Stall

Die Entwicklung des Flurküchen-Hauses

Viele Jahrhunderte lang genügte das hölzerne Einraumhaus den bescheidenen Ansprüchen der Bauern, während sich in Klöstern und Städten bereits die Steinbaukunst entwickelte. Auch die Burgmauern auf den nahen Hügeln mußten meist von den leibeigenen Bauern aus massiven Steinen aufgetürmt werden.

Das Bauernhaus machte erst etwa um das Jahr 1200 den Schritt zum **Zweiraumhaus**.² Eine Wand teilte jetzt den Schlafräum von der Wohnküche ab und hielt den Rauch fern. Auch aus der Küche leitete ein großer Rauchfang über dem offenen Feuer den quälenden Rauch durch das Dach hinaus, wenigstens bei günstigem Wetter.

Drei Räume

Um das Jahr 1500 fand bei uns das Bauernhaus dann schließlich seine Dreier-Grundstruktur mit *Küche, Stube und Gaden*³. Ein Fundament aus Bruchsteinen schützte die Holzwände vor Bodenfeuchtigkeit. An die Stelle des Strohdaches war ein flaches Schindeldach getreten, das durch schwere Steine gehalten wurde. Scheibenlose Löcher, die durch Läden verschlossen werden konnten, ließen Licht und Luft ein.

Wichtigster Raum blieb die Küche, die sich als Flurküche quer durch das ganze Haus zog. Ein abgedecktes Kellerloch im Küchenboden hielt die Feldfrüchte feucht und kühl. Noch immer war ein Laublager im Gaden die gemeinsame Schlafstelle der Familie, nur erwachsene Kinder schliefen auf der *Brüge*⁴ unter dem Dach. Wasser schöpfte man aus dem nahen Bach. Schon 1517 legten die Dörfler unter Ammann Sebastian Schnell⁵ nach dem Vorbild der Städte Düchelrohre vom Schloßbühel zum Kirchplatz und erhielten so ihren ersten gemeinsamen Brunnen. Aber noch bis in unser Jahrhundert, als es neben vielen hauseigenen Laufbrunnen auch längst Pumpbrunnen gab, versorgten sich manche Familien mit Trink- und Waschwasser aus den klaren Bächen.

Ein an das Haus angebauter Schopf war zum Vorratsstadel für Getreide, Stroh und Brennholz geworden. In dem darin eingebauten kleinen Stall hatten die Kuh und das Schwein ihre Verschläge. Über dem Schweinestall gackerten in einem Holzkäfig die Hühner. Der Stall diente aber auch als Abort. Erst viel später wurde im Stall oder auch außerhalb neben dem Misthaufen ein *Hüsle* mit einem Sitzbrett erstellt. Für nächtliche Bedürfnisse hatte man ja im lichtlosen Gaden den *Nachthafen*.

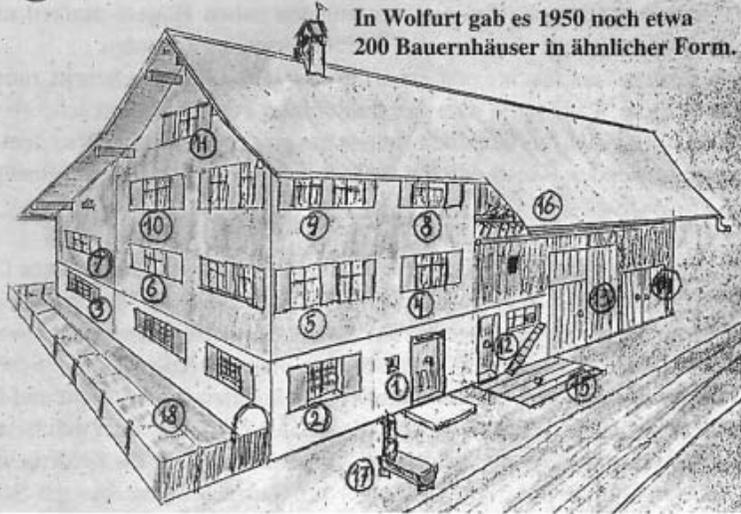
Das Rheintalhaus

Im 18. Jahrhundert bildeten sich dann aus dem Dreiraumhaus mehrere Formen unseres Hofsteiger Rheintalhauses heraus. Hauptgrund der Veränderung war der Bedarf nach einem Arbeitsraum für die nun vermehrt auch im Dorf ansässigen Handwerker und nach einem größeren Keller. So baute man jetzt Häuser, in denen die drei Räume unterkellert und damit in den ersten Stock gehoben wurden. Zur Haustüre, die weiterhin auf der Traufenseite des Hauses direkt in die Küche führte, mußte man jetzt über eine hohe Außenstiege hinaufsteigen.

Das Baumaterial hatte sich stark verändert. Eine Reihe von Steinbrüchen am Steußberg

V. Das große Rheintalhaus - etwa ab 1700

In Wolfurt gab es 1950 noch etwa
200 Bauernhäuser in ähnlicher Form.



Das große Rheintalhaus wird seit etwa 1750 gebaut:

1. Haustüre traufseitig. Sie führt ins *Unterhus*. Dahinter der gewölbte Keller.
2. Werkstatt, Webkeller oder Stickerei. Mit Kalkmörtel verputzte Bruchsteinmauern.
3. Abstellraum im Anbau.
4. Flurküche mit offenem Stiegenhaus. Steinboden.
5. Gute Stube. Wände *gestrickt*, innen getäfelt, außen geschindelt.
6. *Gaden*. Schlafzimmer für Eltern und Kleinkinder.
7. *Stüble* im Anbau.
8. Kammer für Vorräte. Stiegenhaus.
9. und 10. Schlafkammern. Oft als *Quartier* vermietet.
11. *Ufzug*. Dachboden für Vorräte und Brennholz.
12. Stall für Kühe, Schweine und Hühner.
13. *Tenn*. Scheune für Getreide und Heu.
14. *Schopf*. Schuppen für Wagen, Geräte und Maischefässer.
15. *Lachokasto*. Jauchegrube.
16. *Vorschutz*. Großes Vordach.
17. *Golggar*. Pumpbrunnen.
18. Gemüsegarten.



Bild 5:
Kleines Rheintalhaus.
Schulstraße 4, Knores.
Erbaut 1873, abge-
brochen 1984.

lieferte jetzt leicht bearbeitbare Mergelsteine für die Mauern des Kellergeschosses und für den Keller selbst, der schließlich ein massives Gewölbe bekam. Mit dem an der Ach gebrannten Kalk konnte man die Mauern festigen. Wichtigster Baustoff blieb aber das Holz aus dem Ippachwald. Aus Tannenstämmen fertigte man die mit der schweren Axt beschlagenen Balken, aus denen die Hauswände *gestrickt* wurden, und *Pfättona* und *Rafo*⁶ für den Dachstuhl. Breite *Fleocka*⁷ brauchte man in großer Zahl für Wände und Decken. Durch den Rauch aus der Küche wurden sie so gebeizt, daß ihnen Fäulnis und Wurmfraß nichts anhaben konnten. Die Fenster besaßen jetzt Butzenscheiben, kleine kreisrunde Glasscheibchen, die in Bleirahmen eingelötet waren. Etwa ab 1750 wurde das flache Schindeldach durch das viel steilere Ziegeldach abgelöst, unter welchem nun auch noch eine Schlafkammer Platz fand.

Daneben setzte sich bei vermögenden Familien um diese Zeit auch schon immer mehr die zweistöckige Form des Rheintalhauses durch, die mit zusätzlichen Kammern mehr Schlafplätze für die Großfamilien und für jeden Erwachsenen ein eigenes Bett bot. Gelegentlich und ab 1850 sehr häufig wurden die Kammern als *Quartier* vermietet. Zusätzlich gewann man durch einen Anbau hinter dem Haus noch einige Räume.

Die steinerne Außenstiege wurde fast überall durch hölzerne Innenstiegen ersetzt. Die schwere eichene Haustüre führte jetzt ins *Unterhus*, einen kleinen Raum am Fuß der steilen Stiege. Die Türe besaß außer dem mächtigen Schloß noch einen Balken als ausziehbaren *Nachriegel*, der tagsüber in die dicke Mauer geschoben wurde. Oben in der Küche brannte noch bis etwa 1850 meist ein offenes Feuer unter dem Rauchfang. Wenn die Haustüre geöffnet wurde, trieb der Luftzug den Rauch bis in den Dachboden hinauf. Der Küchenboden bestand über dem Kellergewölbe aus gestampftem Lehm und war mit Steinplatten belegt. Er mußte ja unbedingt feuerfest sein. Trotzdem forderten Feuersbrünste immer wieder Opfer unter den leicht brennbaren Holzhäusern.



Bild 6:
Großes Rheintalhaus.
Kirchstraße 2, Rich-
Höfles. Erbaut vor
1760, abgebrochen
1973.

Eine zweite Feuerstelle neben dem Herd beheizte den Ofen in der Stube. Dort wurde nun im 19. Jahrhundert an vielen Orten eine *Kust* eingebaut, eine beheizte steinerne Ofenbank, die sich zum in den Steinhäusern der Stadt längst bekannten Kachelofen entwickelte. Auch der Herd hatte eine Sandsteinplatte mit zwei Löchern für Kessel und Pfanne und einen direkten Rauchabzug in den Kamin bekommen. In seiner Chronik berichtet Vorsteher Flatz, daß 1860 auch in Buch schon sehr viele Häuser *Sparöfen und Kunstherde* besaßen.⁸ Die Steinplatte auf dem Herd wurde bald durch eine gußeiserne Platte mit Ringen ersetzt. Ein eingebautes küpfernes *Schiff* hielt ständig ein paar Liter warmes Wasser bereit. Das Wasser trug man noch bis 1950 fast überall in Kübeln vom Brunnen in die Küche.

Die Wäsche wurde im Freien oder in einer eigenen Waschkütte gewaschen. Hausgemeinschaften und Einzelhöfe hatten inzwischen die Quellen auf den Büheln in ihren Brunnenstuben gefaßt. Mit den großen Brunnen im Dorf, in Unterlinden, Strohdorf, Spetenlehen und Rickenbach gab es in der Gemeinde nun mehr als 50 Laufbrunnen. Dazu kamen seit dem 19. Jahrhundert sehr viele *Golggar*-Pumpbrunnen. Sie taten noch gute Dienste, bis 1953 das erste Gemeinde-Wasserwerk in Betrieb ging.

Und wie war es mit den Badezimmern? Die Germanen hatten, so berichten römische Geschichtsschreiber, noch nackt in den Flüssen gebadet. Die Römer entwickelten in ihren Thermen eine hohe Badekultur. Wannenbäder weist auch der berühmte Klosterplan von St. Gallen aus dem Jahre 820 auf. Und aus Albrecht Dürers großartigen Graphiken erfahren wir, daß zumindest in den Städten noch am Ende des Mittelalters Gemeinschaftsbäder üblich waren. Dann aber begann jene Zeit, wo man Nacktheit mit Sünde in Verbindung brachte. Jetzt erlaubte man dem Wasser keinen Zutritt mehr zur Haut, außer an Gesicht, Händen und Füßen. Mangelnde Hygiene hatte katastrophale Folgen bei Infektions- und Kinderkrankheiten.

So war es ein großer Fortschritt, als zu Beginn des 20. Jahrhunderts wenigstens eine



Bild 7:
Genossenschaftsbrunnen
Hub, Neu erstellt 1891.

schmale hölzerne Badgelte für den Säugling in Gebrauch kam. Im Winter wuschen nun nach dem Säuglingsbad auch die größeren Geschwister in dem warmen Wasser ihre Füße. Zwei geradezu luxuriöse Badezimmer lassen sich erstmals in der 1907 erbauten Villa Schertler in der Bütze nachweisen, ab 1936 auch eines im Schloß. Nur ganz wenige Badewannen wurden auch in anderen Häusern eingebaut. In den Bauernhäusern tat dagegen höchstens einmal vor hohen Festtagen eine Waschgelte mit heißem Wasser gute Dienste. Voll Neid hörte man davon, daß es in Kennelbach bereits seit 1925 ein Volksbad mit vier Badewannen und ab 1939 ganz moderne Badeanlagen im Kameradschaftshaus gab.⁹ In Wien gab es das erste Volksbad übrigens auch erst ab 1887. Bei uns in Wolfurt wurden Badezimmer erst in den vielen neuen Einfamilienhäusern ab 1948 allgemein üblich. In den alten Rheintalhäusern wurden sie erst später nach und nach eingebaut. Seither hat übertriebene Hygiene auch schon wieder manches Unheil angerichtet.

Zurück zur Küche mit dem alten Feuerherd! Die rußigen Wände bekamen jedes Jahr beim Frühjahrsputz einen frischen Anstrich. Mit selbst gelöschtem Kalk wurden sie *gwißlot*. Obwohl die Küche düster und dem *Durchzug* ausgesetzt war, blieb sie noch lange der wichtigste Raum für die Familie. Hier wurde gegessen und hier spielten auch die Kinder, wenn ihnen nicht im Hinterhaus ein *Stüble* zur Verfügung stand.

Die *gute* Stube blieb ihnen meist verschlossen. Dort, wo der *Glaskasten* allerlei Schätze und Dokumente barg und wo das große *Kanabee* und der prächtige *Herrgottswinkel* Würde und Ernst verlangten, hatten sie nur an hohen Feiertagen Zutritt. Hier waren die gestrickten Wände und die Fleckendecke durch eine Täfelung (*a gstemmts Täfor*) verschönert worden. Auch außen hatten die rohen Balken gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein ansehnliches Kleid aus Schuppenschindeln bekommen. Dazu gab es jetzt auch *Krützstöck* mit größeren Scheiben und mit Fensterläden und Vorfenstern für den Winter.



Bild 8:
Nachttopf: An blau-
moso Nachthafo.

Im Gaden standen neben den Ehebetten mehrere Kinderbetten mit rauen *Laubsäcken*, doch hatte nur selten jedes Kind ein Bett für sich allein. Das große *Lawor* auf dem *Waschtisch* wurde eigentlich nur von Hebamme und Doktor benutzt, wenn sie um Hilfe gerufen werden mußten. Die verschiedenen *Nachthäfo* unter dem Bett, im *Nachtkästle* oder im *Stuhl* brauchte man dagegen alle Tage.

Seit die Küche nicht mehr direkt neben dem Stall, sondern einen Stock höher lag, hatte man über dem Stall als Abort a *Hüsle* von der *Ströue-Bo*¹⁰ abgeteilt. Ein winziges Fensterchen im Bretterschirm ließ Luft in den kalten Raum. Im Schulhaus und im Vereinshaus mußte so ein Plumps-Klo über mehrere Stockwerke funktionieren. Spülklosetts wurden erst mit dem Fließwasser nach 1950 eingeführt.

Drunten im *Unterhus* führte eine Türe direkt in den Stall, eine andere in die Werkstatt und die dritte über hohe Steinstufen in den dunklen Keller hinab. In dem feuchten Raum wurden neben dem in Eichenfässern gelagerten *Most* auch Obst auf einer *Brüge*, Kraut in der *Stande*, Käse im *Kästrog*, eingekalkte Eier, Essig und *Bodobiora* kühl gehalten.

Eine Werkstatt in der Größe von zwei Stuben mußte damals, als es noch keine Maschinen gab, dem Handwerksmeister samt Gesellen und Lehrling für ihr Gewerbe ausreichen, dem Schreiner, dem Sattler und dem Küfer genau so, wie dem Gerber und dem Schmied. Sehr häufig war in Wolfurt die Werkstatt aber als Webkeller eingerichtet, wo auf dem großen Webstuhl eigener Flachs zu kostbarem Leinen und später Baumwolle zu Tuch gewoben wurden. Nach 1870 stellte man hier Handstickmaschinen und ab 1900 fast überall Stickautomaten auf.

Im oberen Stock waren die Schlafkammern für die großen Kinder und für andere Familienangehörige, die hier das Hausrecht besaßen. Oft gehörten altledige Tanten und Onkel zur bäuerlichen Großfamilie, bei der Arbeit genau so wie beim gemeinsamen Essen. In den Kammern standen auch die Vorratstruhen, angefüllt mit Korn, mit



Bild 9:
Einfamilienhaus mit
Kniestock: Wälder-
straße 9.

Nüssen oder mit *Schnitz*¹¹, die die Bäuerin auf dem Vordächle oder im Ofenrohr gedörft hatte. Den Kamin hatte man zu einer Rauchkammer ausgeweitet. Das dort aufbewahrte Selchfleisch von der im Winter geschlachteten Sau mußte, in schmale Binden zerteilt, für ein ganzes Jahr ausreichen.

Ganz wichtig war auch der Dachboden. *Ufzug* hieß der große Raum damals, weil man an einem Seilzug über eine Rolle oder einen Wellenbaum¹² schwere Lasten bis unter die Dachbodenbalken heben konnte. Am meisten Platz brauchten da droben die großen Gestelle, an denen die Türkenkolben, ordentlich zu Paaren gebunden, zum Trocknen hingen. Daneben lagerte das Heizmaterial für Herd und Ofen: *Buschla*, *Schittor*, *Kreos*, an vielen Orten auch *Schollo* oder *Trestorkäsle*¹³. Und natürlich war noch Platz für abgelegten Hausrat, alte Werkzeuge und Möbel und vielerlei Kram, der in Schachteln und Kisten auf neue Verwendung wartete. Denn weggeworfen wurde nichts, gar nichts!

Bis die neue Zeit das Dorf, die Menschen, ihr Denken und Wünschen völlig veränderte. Bis der Stall geschlossen und die Wiesen verbaut wurden! Die jungen Leute arbeiteten ungeheuer schwer, als sie nach dem großen Krieg die ersten Einfamilienhäuser mit eigenen Händen aufmauerten. Kleine Kniestockhäuser waren es zuerst, mit einem angebauten Holzschopf. Ein Elektroherd mit Zusatzofen und der erste Kühlschrank waren der große Stolz der jungen Hausbesitzer. Jeden Freitag kam die Schwiegermutter zum Baden! Am Samstag brauchte man das Wasser aus dem Boiler für die eigene Familie.

Ein paar Jahre später wurden die neuen Häuser schon zweistöckig gebaut. Eine Garage und eine Fernsehantenne gehörten jetzt selbstverständlich dazu, und auch eine Waschmaschine, ja sogar ein Telefon.

Und dann überschlug sich das Häusle-Bauen im ganzen Land. Schwarzarbeiter auf der einen, übermoderne Architekten auf der anderen Seite streuten Häuser, Paläste,



Bild 10:
Zweistöckig:
Wälderstraße 12.



Bild 11:
Blockwohnungen:
Lerchenstraße 11.



Bild 12:
Außergewöhnliche
Architektur:
Fattstraße 37.

Betonblocks und Reihenhäuschen wirr und kunterbunt in die Felder und auf unsere schönen Bühel. Alle paar Jahre stellten neue Propheten neue Forderungen auf. Baubehörden und Flächenwidmungsplaner hatten einen schweren Stand. Kritisiert wurde alles und gebaut auch. Der Hausbau war jetzt den kurzzeitigen Modetrends genau so unterworfen wie Damenkleidung oder Haarfrisur. Kratzputz wurde von schwarzem Eternit abgelöst, Sichtbeton von rohen Schirmbrettern und großflächigen Schau fenstern am Wohnzimmer. Von einer Einheitlichkeit der Dachformen, wie sie sich bei uns durch ein ganzes Jahrtausend entwickelt und bewährt hatte, war keine Rede mehr, von Grundrissen, die einer Familie ein ganzes Leben lang genügen sollten, noch viel weniger. Beinahe wäre ein paar Jahre lang sogar das Einraum-Haus wieder modern geworden.

Ein Bauplatz in Wolfurt vereinigte zwei der von den meisten Bauwerbern angestrebten Werte in sich. Erstens versprach die Nähe zu den Städten Bregenz und Dornbirn gute Berufsmöglichkeiten. Dann aber bot die Lage im Grünen, nahe bei Wald, Berg und See, auch einen hohen Freizeitwert. Das lockte immer mehr Zuwanderer an, auch als die Bauplatzpreise schwindelnde Höhen erklommen. In seinem Bildband *Wolfurt, Ein Dorf verändert sich* hat unser Dorffotograf Hubert Mohr das Geschehen dieser Jahre festgehalten.

Die meisten heutigen Wolfurter schätzen ihre schönen Wohnungen, die Wärme des neuerdings wieder eingebauten Kachelofens und das Kanapee ebenso wie die Sitzgruppe draußen auf der Terrasse. Für manche ist die Wohnung aber nur mehr Schlafplatz. Am Sonntag suchst du sie vergeblich daheim. Irgendwo auf einer Jacht auf dem See sind sie vielleicht oder am Rasenmähen beim Wochenendhäuschen. Oder aber sie sind zu Nomaden geworden und stecken mit ihren Wohnwagen im Stau am Brenner. Wohnen? - Das heißt doch eigentlich *Daheim sein!* Warm und trocken und in Frieden mit sich selbst und mit den Nachbarn!

¹ Kreuzweise übereinander gestapelte Balken (*Stricke*) werden durch Holzapfen fest verbunden.

² Zeitangaben nach Ilg, Volkskunde Vorarlbergs, Band III, S. 291

³ Das *Gaden* ist die Schlafkammer der Eltern neben der Küche.

⁴ erhöhtes Holzgestell, auch zur Einlagerung von Vorräten.

⁵ Siehe Heft 13, S. 26!

⁶ Die *Pfänt* (Mz. *Pfäntona*) ist der tragende Längsbalken am Dachstuhl, auf dem die *Rafen* aufliegen. Diese tragen dann die Dachlatten und die Ziegel.

⁷ Eine *Flecke* ist ein schweres starkes Brett, das, genau wie auch der *Strick*, durch Behauen eines Baumstammes angefertigt wurde.

⁸ Joseph Flatz, Buch 1860, S. 23

⁹ Sinz, Kennelbach, S. 347

¹⁰ Lagerplatz für Streue

¹¹ Dörrobt aus zerschnittenen Äpfeln und Birnen

¹² Ein drehbarer Baumstamm als Wellenbaum ist im Ufzug des alten Schertlerhauses (Altvorsteher) in Unterlinden erhalten geblieben.

¹³ Buscheln (Reisigbündel), Scheiter, Zweige, Schollen (Torfstücke) und käseförmig gepreßte und getrocknete Maischereste

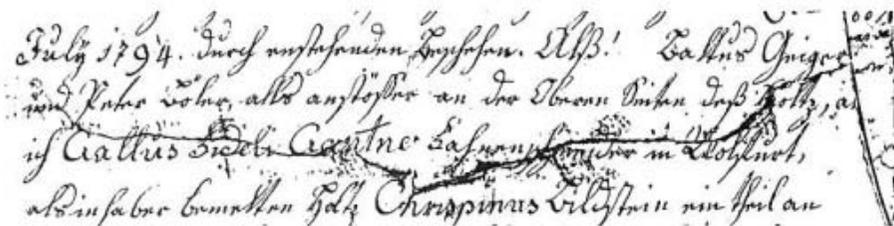
Siegfried Heim

G.F.G., der Ornath-Händler

Gallus Fidel Gantner

Es war im Jänner 1977, als sich bei mir daheim im Oberfeld ein älterer Herr als Heimatkundler Ernst Geel aus Sargans vorstellte und in urwüchsigem Bündner Dialekt nach dem *Ornath-Händler Gallus Fidel Gantner in Wollfurt bey Bregenz am Bodensee* erkundigte. Der seltsame Name elektrisierte mich. Ich hatte ihn schon viele Jahre früher gehört.

In der schattigen Achschlucht in Buch besitzt unsere Familie seit 200 Jahren einen schroff abfallenden Waldteil. Wenn der Vater uns Buben dort die Marken suchen ließ, fanden wir immer wieder auf uralten eibenen Pfählen das Brennmal *GFG*. Was hieß das wohl? Daheim zeigte der Vater uns dann den vergilbten *Marckenbeschrieb* aus dem Jahre 1794, in welchem sich neben unserem Ahnherr Crispinus Bildstein, dem Krämer in Hanso Hus an der Wolfurter Kirchenstiege, auch sein Schwager mit eigener Hand *ich Gallus Fideli Gantner Fahnen Schneider in Wollfurt, als inhaber bemelten Holtz* bezeichnet.¹



July 1794. In der Achschlucht in Buch. Holz. Bildstein. Gantner. als inhaber bemelten Holtz

Bild 13: Gantners Schrift: *ich Gallus Fideli Gantner*

Und nun tauchten also Dokumente auf, aus denen ersichtlich wurde, daß jener G.F.G. geschäftliche Beziehungen bis weit in die Schweiz unterhalten hatte. Nach Sargans hatte er zum Beispiel für 25 Gulden ein Meßgewand geliefert. Später fand ich den auffälligen Namen noch oft im Archiv. Als Fahnen Schneider bezeichnete Gantner sich selbst, weil er Kirchenfahnen für die damals noch so häufigen Prozessionen herstellte. Ornath-Händler läßt aber den Schluß zu, daß er auch die mit kostbaren Goldfäden und mit Stickereien gezierten Meßgewänder samt Stola und Manipel in seinem Angebot führte. Und eine Forschungsarbeit der Schweizer Historikerin Dora Fanny Rittmeyer (+1966) zählt ihn sogar zu den Goldschmieden:



Bild 14:
Haus Kirchstraße 22,
Rasiorars. Von Fidel
Gantner 1772 erbaut.

Gall Fidel Gantner (Ganter, Ganther) aus Bregenz-Wollfurt, Silber- und Paramenten- händler. In den Jahren 1804-1840 lieferte dieser Händler eine ganze Reihe von Kirchengeräten, namentlich Kelche, in Aargauer Pfarrkirchen. Die letzteren haben zumeist kupfervergoldete Füße. Er ließ die Kunden im Glauben, er habe sie selbst gemacht. Die Kelche gleichen auffallend denjenigen des bisher unbekanntes Augsburger Meisters IM ... und stammen wahrscheinlich aus dessen Werkstätte.²

Nach den Wolfurter Büchern müssen wir die vielen Geschäfte Gantners auf einen Vater G.F.G. und einen gleichnamigen Sohn aufteilen. Die erste Eintragung hat Pfarrer Jos. Andr. Feuerstein 1772 gemacht:

Domus 57 an der Kirchgasse. Gallus Fidelis Gantner von Veldkirch, natus 751 7bris 8, nupsit 1772 Catharina Bildstainin von Wollfurth.³

Aus Feldkirch stammte also der junge Handelsmann, der 1772 eine der Töchter des schon 1753 verstorbenen ersten Wolfurter Arztes Antonius Bildstein, eine Schwester des Krämers Crispin Bildstein, zur Frau nahm. Zu seiner Hochzeit hatte er im Jahre 1772 ganz neu das Haus 57 in die Kurve der Kirchstraße gestellt. Es trug später noch vier andere Nummern und ist heute unter Kirchstraße 22 (*Rasiorars*) eines jener schönen alten Rheintalhäuser, die unser Dorfbild prägen.

Gantners Frau Katharina starb schon 1791 bald nach der Geburt ihres neunten Kindes. Er heiratete noch im gleichen Jahr Elisabeth Achberger *de Besenreuthe*, die ihm weitere 8 Kinder gebar, zusammen also 17 Kinder. Viele davon starben allerdings schon in den ersten Lebensjahren.

Es muß ein tüchtiger Mann gewesen sein, der in der Zeit der Franzosenkriege ein internationales Handelsgeschäft aufbauen und betreiben konnte. In der Schweiz sind seine Lieferungen in den Aargau 1804 in Mühlau, 1805 in Bünzen, 1813 und 1815 in Waltenschwil nachgewiesen.⁴ Seine letzte Reise führte Gantner aber nach Tirol. 1817

Jäner 26te Gall. Fidele Gantner Fahنشneider, ist zu Innsbruck auf einer Reise an Einem Schlag, welchen er an der Neujahr Nacht bekommen gestorben.⁵

Durch seine engen Beziehungen zu den Goldschmieden von Bregenz, Augsburg und Feldkirch, hatte Gantner auch veranlaßt, daß zwei seiner Nachbarn im Wolfurter Kirchdorf, die Vetter Joseph Geiger und Joseph Haltmayer, Zugang zu dem außergewöhnlichen Kunsthandwerk fanden. Beide wurden selbst Goldschmiede in Feldkirch. Ihr Leben hat Christoph Volaucnik im anschließenden Beitrag beschrieben.

Zwei von den Söhnen Gantners führten das Handelsgeschäft weiter. Der gleichnamige Sohn Gallus Fidel Gantner junior, 1786-1863, belieferte weiterhin die Schweizer Kirchen. Er wird dort von den späteren Forschern mit seinem Vater als eine Person gesehen.

Die Familie Gantner galt nach 50 (!) Jahren in Wolfurt immer noch als fremd und mußte jedes Jahr als *Beisässen* zwei Gulden Fremdgeld bezahlen. 1823 gelang dem Sohn in einem gut vorbereiteten Treffen endlich die Einbürgerung:

K o n t r a k t

geschehen in der Behausung des Fidel Gantner Ornathändler zu Wolfurt den 14ten May 1823.

In Gegenwart des Hl. Pfarrer Graßmayer, Vorsteher Fink & Gemeinds Rath Klocker, wurde vom gedachten Gantner folgende Kirchenornat in dem billichsten Preise aberkauft, wie folgt.

1./ Ein Rauchmantel	-	-	-	90 fl	-
2./ Ein Rauchfas	-	-	-	15 f	-
3./ Ein Stohl zu Kirche	-	-	-	<u>5 f 24 x</u>	
					beträgt 110 fl 24 x R.W.

Nachdeme äusserte sich Gantner, daß er, wie auch schon sein Vater sel. das betreffende Beysas Geld, schon so viele Jahre her an die Gemeinde Wolfurt mit 2 fl jährl. bezahlt haben, und macht gegenwärtig das ansuchen, daß er für sich, und für seine gegenwärtige & nachkommende Kinder, in das Gemeindsbürger recht, mit einer billichen Ausgleichung einverleiben lassen wolle.

Mitthin wurde auf gegenseitiger Kontrachirung folgende Ausgleichung gütlich geschlossen, das Gantner für das jährl. Beysas Geld, überhaupt - 45 fl 24 x sage vierzig & fünf Gulden 24 x R.W. von obiger Summe abzusetzen habe, und somit seye er und seine Familie für je und allzeit wie andere Gemeinds Bürger anzusehen und zu behandeln.

Wenn allso diese schuldigkeit von obigem guthaben abgesetzt wird, so bleibt die Gemeinde dem Gantner - 65 fl. Welcher Betrag auf anlangen des Hl. Pfarrer,

& Vorstehung durch freiwillige Sammlung von den Gemeinds angehörigen, eingehoben werden solle.

Wolfurt den obig. Dato

Jos. Aloys Grasmayer Pfarrer

Vorsteher Fink

Joh. Georg Klocker Kirchenpfleger

Fidele Gantner Ornathändler

Schon 1814 hatte noch Vater Gantner in der Bütze ein neues Haus C 83 gebaut, das bis heute als Bützestraße 7 (Hintereggers) erhalten geblieben ist. Dort lebte jetzt der Sohn Gallus Fidel mit seiner Familie. Aber die Geschäfte gingen schlecht. 1841 mußte er das Haus verkaufen. Er zog zu seiner Tochter Katharina ins Röhle. Sie war dort (heute Bregenzerstraße 8, Geigers) mit Gebhard Klocker, einem Sohn des Kirchenpflegers, verheiratet und begründete mit ihm die große Sippe der Stricker-Klocker. Verarmt starb der einst hochangesehene Ornathändler im Jahre 1863.

Auch ein jüngerer Sohn des Fahنشneiders, Franz Xaver Gantner, geboren 1801, betrieb einige Zeit den Ornathandel. Beim Unterlindenbrunnen war er im ehemaligen Haus Frickenescherstraße 1 mit Anna Maria Bildstein, einer Tochter des Vorstehers Bernhard Bildstein und Enkelin des Krämers Crispin Bildstein, verheiratet. Auch ihn dürften finanzielle oder private Probleme bedrängt haben. Der Pfarrer notierte bald zu seinem Namen: *ist itzt nicht mehr bey seiner Frau*. Gantner ging nach Amerika und ließ 1855 seinen Sohn Bernhard nachkommen.

Ein weiterer Sohn des ersten Fahنشneiders, Alois Gantner, geboren 1797, hatte mit seiner Familie noch einige Zeit das Vaterhaus an der Kirchstraße bewohnt. Auch er mußte es 1837 an den *Orgler* Martin Rohner verkaufen. Gantner übersiedelte nach Rankweil und wanderte von dort ebenfalls mit seiner ganzen Familie nach Amerika aus.

So war das Geschlecht der Gantner nach weniger als hundert Jahren schon wieder aus Wolfurt verschwunden. Einzige Nachkommen in Wolfurt und Umgebung sind die vielen Familien der Stricker-Klocker. Ob die alten Meßkelche und das schöne Wettersegen-Kreuz in unserer Kirche oder die prachtvollen Meßgewänder, die zum größten Teil in der Kapelle Rickenbach aufbewahrt werden, allenfalls von der Ornathändlerfamilie stammen, wäre noch zu untersuchen. Einen ganz besonderen Goldschatz hat Gantner aber ohne eigenes Zutun nach fast 200 Jahren noch auf indirekte Weise nach Wolfurt gebracht.

Kehren wir dazu zum Anfang dieses Artikels zurück! Als Ernst Geel die erbetene Auskunft bekommen hatte, bedankte er sich dafür mit einer alten Schweizer Zeitung. In den *Heimatblättern aus dem Sarganserland* vom September 1937 fand sich ein Bericht über den *Wolfurter Kelch von Pfäfers*.⁶ Zum ersten Mal hörte ich von dieser großen Kostbarkeit in der Schatzkammer der Schweiz in Zürich. Zwar hatte der aus der Schweiz stammende Gründer des Vorarlberger Landesmuseums Samuel Jenny den Kelch schon 1888 im Jahresbericht beschrieben und ebenso Andreas Ulmer in

seinem Burgenbuch von 1925. Dann aber war der Kelch wohl in Vergessenheit geraten. In Benedikt Bilgeris Standardwerk zur Geschichte Vorarlbergs von 1971 fand er jedenfalls keinen Platz.

Bei den Vorbereitungen zur Markterhebungsfeier konnte ich nun mit der alten Sarganser Zeitung das Interesse von Museumsdirektor Prof. Elmar Vonbank auf den Wolfurter Kelch lenken. Er griff die Idee auf und brachte durch Zusammenarbeit mit Prof. Karl-Heinz Burmeister und anderen Wissenschaftlern innerhalb eines Jahres im Mai 1982 eine große Ausstellung *Die Wolfurter* zustande.⁷ Glanzstück war natürlich der 1364 von Ritter Konrad von Wolfurt gestiftete Meßkelch, der mit Zustimmung der Eidgenössischen Kommission erstmals außerhalb der Schweiz im Landesmuseum in Bregenz und dann auch in Wolfurt gezeigt wurde.

Die Forschungen in den Archiven Italiens und Ungarns ergaben jetzt unglaublich viel interessanten Stoff über die Ritter von Wolfurt als Söldnerführer in Neapel und Apulien, Herzöge in Ungarn, Gesandte beim Papst in Avignon, aber auch als Äbte und Äbtissinnen und reiche Burgenbesitzer rund um den Bodensee. Ausführlich berichtete Prof. Burmeister darüber in mehreren Arbeiten.⁸ Schließlich gelang es dem Verhandlungsgeschick von Bürgermeister Hubert Waibel sogar, im Jahre 1985 eine originalgetreue Kopie des Kelchs in den Besitz der Gemeinde zu bekommen. Ein weiter, aber schließlich doch erfolgreicher Weg von Gantner über Geel, Heim, Vonbank, Burmeister und Waibel bis in die Schatzvitrine der neuen Marktgemeinde Wolfurt! Mögen Gantners Name und seine bestickten Ornate auch längst verstaubt und vergessen sein, vom goldenen Wolfurter Kelch und vom Ritter Konrad lernt heute doch jedes Wolfurter Schulkind.

¹ Privatarchiv Heim

² Rittmeyer, Von den Bregenzer Goldschmieden, Zeitschrift „Montfort“, 1966

³ Pfarre Wolfurt, Catalogus II, Seelenbeschrieb von 1772

⁴ Wie Fußnote 2

⁵ GA Wolfurt, Chronik Schneider 2, S. 59.

⁶ Verfaßt von Th. Nigg, abgedruckt in Fortsetzungen im Wolfurter Informationsdienst ab 1980

⁷ VLM, Katalog 99, Die Wolfurter, Bregenz 1982

⁸ Burmeister, Das Edelgeschlecht von Wolfurt, Museumsverein Lindau 1984 und Burmeister, Die Siegel der Edlen von Wolfurt, Burgenländische Forschungen VII, Eisenstadt 1984

Christoph Volaucnik

Zwei Wolfurter Goldschmiede in Feldkirch

Joseph Geiger und Joseph Haltmayer

In einem Dorf wie Wolfurt gab es früher neben den Bauern auch Handwerker, die aber zumeist für den Bedarf der Bauern arbeiteten wie Schmiede, Zimmerleute oder Müller. Handwerker anderer Berufssparten und besonders solche, die sich auf die Erzeugung von Luxuswaren spezialisiert hatten, konnten nur in einer Stadt ihrem Beruf nachgehen und mußten daher ihr Dorf verlassen und in der Fremde ihr Glück versuchen. Wie schwierig der Aufbau einer Existenz in einer fremden Stadt war bzw. wie schwer man es einem Fremden machte, kann am Beispiel des Wolfurter Goldschmiedes Joseph Geiger nachvollzogen werden.

Als Joseph Geiger im Jahre 1793 beim Feldkircher Stadtrat um die Verleihung eines Bürgerrechts, also des Rechtes sich in Feldkirch als Bürger niederzulassen, ansuchte, wurde er abgelehnt.¹ Da er sich mit dieser Ablehnung nicht abfand und Einspruch erhob, entstanden einige Akten, die auch biographische Hinweise enthalten.

Er wurde am 18. März 1767 in Wolfurt als Sohn des Johann Caspar Geiger und der Agnes Haltmayer geboren. Sein Großvater Kaspar stammte aus Buch und hatte 1711 nach Wolfurt geheiratet. Seine Eltern lebten im Haus No. 22 im Loch, das heute noch gut erhalten als Haus Im Dorf 6, existiert. Sein Vater Johann Caspar wurde 1738 geboren und verstarb 1780. Seine Mutter Agnesa Haltmayerin, 1735 geboren, war eine Tochter des Gerbers Kaspar Haltmayer aus der Parzelle Röhle und verstarb am 9.12.1767, also neun Monate nach der Geburt ihres Sohnes. Der Vater heiratete bereits am 11.4.1768 seine zweite Frau Francisca Winder. Aus dieser Ehe stammten sechs Kinder.² Joseph Geiger machte seine Berufsausbildung zum, wie es in den Dokumenten heißt, „Gold- und Silberarbeiter“ in Bregenz. Da er keine Zeugnisse der Zunft vorweisen konnte, verhörte der Bregenzer Stadtrat die Witwe des Lehrmeisters und stellte aufgrund dieser Befragung eine Bestätigung aus.³ Im Feldkircher Stadtratsprotokoll wird erwähnt, daß Geiger zwar ein Vermögen von 550 Gulden besaß, man diese aber für die Gründung einer eigenen Werkstätte als nicht ausreichend ansah. Der Hauptgrund für die Ablehnung dürfte der Schutz der zwei bereits vorhandenen Goldschmiede und ihrer auf der Walz befindlichen Söhne vor einem neuen Konkurrenten gewesen sein. Diese Abschottung des heimischen Handwerks gegen neue Konkurrenz war eine allgemein übliche Haltung des Stadtrates und besonders der Zünfte und wurde in diesem Fall auch ganz offen im Protokoll vermerkt.⁴ Geiger wiederholte sein Ansuchen im Jahr 1794, es wurden sogar übergeordnete Behörden wie das Landgericht und das Kreisamt eingeschaltet.⁵ Er legte auch die erforderlichen Papiere vor.⁶ In einem Brief Geigers vom 25.10.1794 aus Wolfurt weist er darauf hin, daß man ihm die Aufnahme als Bürger versprochen habe, wenn es ihm gelin-

gen sollte, eine Bürgerstochter zu heiraten. Er meint dazu richtigerweise, daß es ihm schwer falle, dieser Forderung nachzukommen, wenn er nicht in der Stadt leben dürfe. Doch wovon sollte er leben, wenn weder der Goldschmied von Zwickle noch der Gürtler Schädler Gehilfen brauchten? Ein Schreiben des Stadtrats zu dieser eher ungewöhnlichen Forderung nach Brautsuche hat sich nicht erhalten, sie ist jedoch im Stadtratsprotokoll vom 28.10.1794 festgehalten. Man bewilligte ihm auf die Einwände Geigers hin den unentgeltlichen Aufenthalt in Feldkirch auf ein halbes Jahr und versprach ihm die Aufnahme als Bürger, wenn es ihm gelingen sollte eine anständige und „vermöglige“ Bürgertochter oder eine auswärtige Frau mit Vermögen zu heiraten.⁷ Zum besseren Verständnis dieser Bedingungen sei erklärt, daß ein Fremder sich in Feldkirch als Bei- oder Hintersäß niederlassen durfte, wenn er eine Gebühr bezahlte und man bei ihm während dieses halben Jahres auf die Gebühr verzichtete. Der Stadtrat verlangte bei der Bürgeraufnahme immer einen Vermögensausweis, da der Bürger ja im Unglücks- oder Krankheitsfall und daraus folgender Verarmung Anspruch auf Unterstützung hatte und man das Risiko armer Bürger minimieren wollte. Natürlich war das Vermögen eines Bürgers auch für das Steueraufkommen der Stadt wichtig.

Geiger gelang es tatsächlich, das Herz einer Bürgerstochter für sich zu gewinnen. Im Jahre 1795 teilte er daher den Behörden mit, daß er gedenke „eine ziemlich bemittelte, und einiger Massen schön wohl bejahrte Bürgerstochter zu verehelichen.“ Seine Braut war Catharina Doldin, Tochter des Bäckermeisters Isidor Dold, der im Haus No 52, heute Schmiedgasse 52 (Himmer), lebte.⁸ Geiger war bereit, 400 Gulden Einkaufsgeld und die üblichen fünf Gulden für einen Feuerkübel zu bezahlen. Am 8. Juni 1795 gab er die Heirat mit der 36-jährigen Catharina Doldin bekannt.⁹ Wie ihm diese Brautwerbung gelungen ist und wovon er in diesem halben Jahr lebte, ist nicht zu eruieren.

1796 half er bei der Verpackung des besonders wertvollen Feldkircher Kirchensilbers in Packkisten für die Flucht dieses Kirchenschatzes nach Schloß Forsteck in die sichere Schweiz.¹⁰ Man benötigte sechs Kisten dafür. Diese Flucht fand wegen der aus Süddeutschland heranrückenden Franzosen statt. Der Feldkircher Stadtrat ließ gleichzeitig als weniger wertvoll eingestuftes Kirchensilber zum Einschmelzen in die Münzprägestätte in St.Gallen transportieren und kaufte mit dem Erlös Kriegsmaterial. 1806 entnahm der Stadtrat nochmals Gegenstände aus dem Kirchenschatz zum Einschmelzen. Dieser heute unvorstellbare Vorgang war jedoch durch ein amtliches Dekret und einen Beschluß der Landstände gedeckt.¹¹

Über Geigers Tätigkeit als Gold- und Silberschmied finden sich noch zwei Eintragungen in den Archivbeständen. 1799 befanden sich russische Truppen unter Führung des Generals Suworow in Feldkirch, waren in Bürgerhäusern einquartiert und schonten das Eigentum der Bürger nicht. Der Stadtmagistrat nahm alle diese Kriegsschäden, Russische Erlittenheiten genannt, in einem eigenen Protokoll auf. Der Bäckermeister Franz Josef Lisch gab zu Protokoll, daß ihm die Russen silberne Schuhschnallen aus dem Kasten gestohlen hätten. Diese habe er vom Goldschmied Geiger

um 24 Gulden gekauft. Er bat um Schadenersatz.¹² 1801 verdiente Geiger sieben Gulden für das Lampenputzen in der Feldkircher Pfarrkirche St.Nikolaus.¹³

Seine Frau Katharina Doldin verstarb 1809 im Alter von 50 Jahren. Joseph Geiger heiratete 1810 Crescentia Seger von Braz, die 11 Jahre lang bei ihrem Vetter Spitalverwalter Caspar Leo in Dienst stand. Geiger zahlte für seine Frau 100 Gulden Bürgereinkaufstaxe.¹⁴ Aus dieser Ehe stammten sieben Kinder, drei Töchter und vier Söhne. Leo war übrigens der Pate aller Kinder. Patin war Josefa Haltmayer, Ehefrau des ebenfalls aus Wolfurt stammenden Goldschmiedes Haltmayer.

Wo hat Geiger in Feldkirch gewohnt? 1796 erwarb er von Felix Schwarzthans ein Haus und einen Garten in der „Kreuzgasse“. ¹⁵ Ende 1805, anfang 1806 wird im Stadtratsprotokoll die Versteigerung des Hauses von Geiger erwähnt und die Einräumung eines Pfandrechtes für Geiger bestätigt.¹⁶ Ob es sich hierbei um eine freiwillige oder zwangsweise Versteigerung handelte, ist nicht eruierbar. 1797 bis 1813 wohnte die Familie Geiger im Haus No 71, das ist heute das Haus Gymnasiumgasse 2.¹⁷ Um 1815 zog sie in das Haus 184, Schmiedgasse 8, das heutige Furtenbachhaus, um. In diesem Haus wohnte auch sein Schwager, der Baumeister Franz Xaver Seeger mit seiner Familie.¹⁸ 1822 ersteigerte er das Haus 193, heute Schmiedgasse 16, und blieb dort bis 1844. Am 15.7.1844 kaufte Adolf Gorhan dieses Haus.¹⁹ Es fällt auf, daß Geiger eigentlich immer in oder Nahe der Schmiedgasse wohnte.

Geiger dürfte sich mit dem Hauskauf 1801 verschuldet haben, wie erhaltene Schuldverschreibungen aus diesen Jahren beweisen.

Blieb Geiger seinem erlernten Beruf treu? Ab 1813 wird Joseph Geiger als aktiver Unternehmer und Pächter immer wieder in den Akten genannt. 1813/14 war er Pächter der städtischen Ziegelgrube und des städtischen Kalkwerkes.²⁰ 1816 ist er Associe des Ziegelstadelpächters Seger, vermutlich seines Schwagers, und sucht in dieser Funktion um die Zuteilung von Brennholz an. 1820 verpachtete die Stadt Josef Geiger auf sechs Jahre die Ziegel- und Kalkbrennerei.²¹ 1819 hatte er das Amt eines Vorspannkommissärs, der für militärische Transporte Pferde zu organisieren und die Unkosten zu verrechnen hatte.²² 1820 erhielt er den Posten des Holzmeisters verliehen. In dieser Funktion war er für die Verwaltung des städtischen Holzlagerplatzes, der auf dem heutigen Rösslepark lag, und für die Holzverteilung an die Bürger verantwortlich.²³ Er gab diesen Posten erst 1844 auf. 1837 hatte er auch das Amt eines Marschdeputierten inne, der für die Verrechnung des Marschkonkurrenzfonds zuständig war. Mit diesem Fonds wurden die Unkosten der militärischen Truppenverschiebungen und Einquartierungen beglichen.²⁴ Es stellt sich angesichts dieser Aufzählung von Beschäftigungen die Frage, ob er das Goldschmiedehandwerk aufgegeben hat. Im Pachtvertrag 1820 wird er als Goldarbeiter bezeichnet, in den Taufbüchern ist bei der Geburt des Sohnes Ferdinand 1816 als Beruf des Vaters „Handelsmann“ vermerkt, während er bei den späteren drei Kindern immer als Goldschmied bezeichnet wird.

Joseph Geiger verstarb am 18. März 1845.

Ein zweiter Wolfurter Goldschmied, Josef Haltmayer, geboren am 1. April 1775 in Wolfurt als Sohn des Martin Haltmayer und der Maria Rieglin, suchte am 2.4.1805 um das Feldkircher Bürgerrecht an. Er entstammte einer seit 1650 im Wolfurter Kirchdorf beheimateten Familie und war ein Cousin Geigers.²⁵ Über eine Beratung seines Ansuchens konnten keine Unterlagen gefunden werden.

Am 22.6. teilten die Feldkircher Gürtler und Goldschmiede dem Stadtmagistrat mit, daß Haltmayer sich im unmittelbar an Feldkirch angrenzenden Weiler Heilig Kreuz, der damals zur Gemeinde Tisis gehörte, angesiedelt hatte. Sie baten um Einschaltung des Vogteiamtes und um die Ausweisung Haltmayers. Sie begründeten diese Maßnahme mit den gesetzlichen Vorschriften, welche die Ausübung eines Kommerzialgewerbes, wie es der Goldschmied war, nur in Städten erlaubte.

Ob der Stadtmagistrat wirklich das Vogteiamt einschaltete, konnte nicht nachgewiesen werden.

Am 17.1.1807 erhielt Haltmayer endlich das Bürgerrecht verliehen, mußte aber vorher noch eine Umsiedlungsbewilligung vorlegen, sein Vermögen in der Stadt Feldkirch versteuern, 150 Gulden in bar als Einkaufsgebühr bezahlen und einen Feuerkübel anschaffen.²⁶

Am 24.8.1807 heiratete er Josefa Mangengin aus Vandans. Die beiden hatten wenige Tage vor der Heirat einen Heiratsvertrag abgeschlossen, der die Einbringung von 500 Gulden von der Braut und 450 Gulden vom Bräutigam als Heiratsgut vorsah.²⁷

Aus dieser Ehe entstammten 6 Kinder, vier Mädchen und zwei Knaben.²⁸ Rätsel gibt sein 1810 gestelltes Ansuchen um die Baubewilligung für eine Werkstätte im Gewölbe des Hauses Marktgasse 183 auf, da sich dieses Haus nach den erhaltenen Hausnummernverzeichnissen nicht in der Marktgasse, sondern in der Schmiedgasse befand.²⁹ Es war das Nachbarhaus des Hauses No. 184, heute Schmiedgasse 4, in dem die Familie Haltmayer seit ca. 1816 nachweisbar ist.³⁰ Vermutlich ist Haltmayer bzw. dem Schreiber des Ansuchens ein Irrtum in der Hausnummer passiert.

Haltmayer ließ 1819 das ganze Haus neu decken. Das feuergefährliche Holzschindeldach wurde durch viel sichere Dachziegel ersetzt, was von der Stadt Feldkirch aus feuerpolizeilichen Gründen finanziell gefördert wurde.³¹

Über Haltmayers Arbeit als Gold- und Silberschmied ist nur durch einige wenige Akten etwas zu erfahren. Aus dem Jahre 1820 hat sich eine Bestätigung erhalten, daß er an den Postwagenkondukteur Thomas Lechtaler in Wien vier Dutzend silberne und einen vergoldeten Weinkegel übersandte.³² Unklar bleibt natürlich, um was es sich hier handeln könnte.

1821 stellte er für den Hohenemser Juden Markus Steinbach Löffel her, die dieser in Tirol verkaufen wollte. Es waren dies ein Dutzend silberne Löffel, zwei Dutzend silberne Vorlegelöffel, die inwendig vergoldet waren, und ein Dutzend silberne Kaffeelöffel.³³ Alle diese Gegenstände trugen als Beschaumarke das Feldkircher Wappen und das Meisterzeichen. Damit garantierte die Stadt Feldkirch den richtigen Silbergehalt der Waren.

1828 kam es zu einer amtlichen Untersuchung wegen der Punzierung von Eßlöffeln.

Im Akt wird erwähnt, daß Ware, die Haltmayer nicht auf Bestellung anfertigte, oft Jahre im Geschäft lag. Weiters berichtet er, daß sein Sohn Josef ebenfalls den Goldschmiedberuf erlernt habe und sich auf der während der Gesellenzeit vorgeschriebenen Wanderschaft befand.³⁴

Josef Haltmayer scheint ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen zu sein. Jedenfalls konnte er sich im Verlauf der Jahre einigen Grundbesitz erwerben. Er verfügte über Äcker in Altenstadt, Streuwiesen in Tisis, Torfmäher in Ruggel und über einen Weinberg in der Berggasse am Ardetzenberg.³⁵ Es kann daraus geschlossen werden, daß er neben dem Handwerk auch eine kleine Landwirtschaft betrieb, also ein typischer Ackerbürger war. Er verstarb am 22. Mai 1843.

Der Sohn erhielt 1838 die Betriebsbewilligung verliehen.³⁶ 1847 baute er seine Werkstätte aus.³⁷

Vater und Sohn waren beide in der Feldkircher Großhammerzunft aktiv. Der Vater hatte 1828 den Posten eines Kerzenmeisters inne, der Sohn war 1861 Kerzenmeister und 1862 Zunftmeister.³⁸

Läßt man diese bewegten Lebensläufe nochmals Revue passieren so fällt auf, daß zuerst ungern gesehene Fremde sich voll in das Leben dieser Stadt integrierten. Es sind dies recht typische Karrieren. Feldkirch stand wie jede Stadt für „Fremde“ offen, ja lebte in gewissem Maß vom Zuzug. Das war sicherlich ein typischer Unterschied zu Landgemeinden, die sich meist abschlossen und Zuzug nicht gerne sahen. Interessant ist auch die enge verwandtschaftliche Beziehung dieser zwei Goldarbeiter und der Umstand, daß beide Familien sowohl in ihrer Heimat Wolfurt als auch in Feldkirch in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten.

¹ Stadtarchiv Feldkirch, Handschrift 41, Seite 100, 1.8.1793

² Biographische Recherchen wurden freundlicherweise von Siegfried Heim durchgeführt

³ STAF, Akt F I Sch 100/18

⁴ wie Fußnote 1

⁵ STAF, Hds.42, 124

⁶ STAF Hds. 42, 304, 26.4.1794

⁷ STAF, Hds.43, 492, 28.10.1794

⁸ STAF, Sch 33, 1807

⁹ STAF, Hds.44, 155, 1795 und 8.6.1795

¹⁰ STAF, Hds. 563, 70

¹¹ Ludwig Rapp, Topographisch - historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg. Band I. Brixen 1894, S.66

¹² STAF, Akt 2396. In diesem Protokoll ist ein zweiter Fall von Diebstahl silberner Schuhschnallen verzeichnet. Ein nach Vaduz gehender Feldkircher wurde von russischen Dragonern aufgehalten und ihm die Schuhschnallen abgenommen. Heute noch gehören diese Schnallen zum Bestandteil der Feldkircher Tracht.

¹³ STAF, Hds. 568, 61, 1801

¹⁴ Vorarlberger Landesarchiv, Landgericht Feldkirch, Sch 22, Akt 1443

¹⁵ STAF, Hds.193, Dok. 31

¹⁶ STAF, Einlaufprotokoll 2, 31.1.1807, Publ. 52

- ¹⁷ STAF, Häuserbuch von Leopold Manner. Dort 1797 bis 1809 Geiger angegeben. Nach Akt F I Sch 83/24 bis 1813 dort nachweisbar.
- ¹⁸ Reinhard Sessler, Die Schmiedgasse in Feldkirch. Manuskript. o.J., S.30. Alfons Leuprecht, Die Familie Seeger in Vorarlberg. o.O., o.J.,S 98. Ob Geiger nur Untermieter oder Mitbesitzer war, ist unklar.
- ¹⁹ STAF, Abschrift Seelbescrieb vom Jahre 1818. Verfachbuchabschrift I, S.162. Reinhard Sessler, Die Schmiedgasse in Feldkirch. Manuskript.o.J., S. 49-50, Abschrift Verfachbuch 13.12.1844, fol. 5876
- ²⁰ STAF, Akt 686
- ²¹ STAF, F II Sch 35/20. Hier auch Hinweis auf Pachtvertrag mit Geiger von 1813. Abschriften Verfachbuch 7.6.1820
- ²² STAF, Repertorium 19, 1819
- ²³ STAF, Einlaufprotokoll 1820, 4.3.1820
- ²⁴ STAF, F II, Sch 73/19
- ²⁵ Biographische Informationen von Siegfried Heim erhalten
- ²⁶STAF, Einlauf- und Ratsprotokoll 2, 1807
- ²⁷ STAF, Hds.194, Dok.2
- ²⁸ STAF, Abschrift Seelenbescrieb 1818
- ²⁹ VLA, Lg Feldkirch, Sch 24, No.2364, 1810
- ³⁰ Sessler, Schmiedgasse, S.21. Sessler geht vom Jahr 1818 aus, doch beschreibt Haltmayer einen Brand beim Nachbarn im Jahre 1816 und daraus resultierenden Schäden an seinem Haus
- ³¹ STAF, F I, Sch 82/ 31
- ³² VLA, Lg Feldkirch, Sch 78, 1820. Akt 2026
- ³³ VLA, Lg Feldkirch, Sch 81, 1821, Akt 1271
- ³⁴ VLA, Lg Feldkirch, Sch 12, 1828, Pub XIX 405
- ³⁵ STAF, F I, Sch 1/ Steuerakt No. 238
- ³⁶ STAF, FII 11/1
- ³⁷ STAF, F II Sch 2/23
- ³⁸ Manuskript Angelo Steccanella: Feldkircher Künstler und Handwerker. Dem Autor sei für die Überlassung des Manuskriptes gedankt.

Christoph Volaucnik

Von Schnapsbrennern und Bierbauern

Die Hofsteiggemeinden sind unter den Freunden und Kennern hochprozentiger alkoholischer Getränke als Herkunftsregion des „Subirers“ und anderer Obstschnäpse bekannt. Die Auszeichnung von Schnapsbrennern aus dieser Region auf Fachmessen und die lobende Erwähnung in der Fachliteratur spricht für die gute Qualität dieser Produkte.

Wenn wir aber versuchen, die historische Entwicklung des Schnapsbrennens zurückzuverfolgen, muß man leider feststellen, daß sich in den Archiven kaum Dokumente zu diesem bäuerlichen Nebenerwerb finden lassen. Nur bei strittigen Fällen, Beschwerden und Klagen kam es zur Erstellung von Akten, die sich heute unter Umständen in den Archiven auffinden lassen. Diese Dokumente bieten dem heutigen Leser die Möglichkeit, einen kurzen Einblick in ein Segment des Wolfurter Dorflebens vor gut 160 Jahren zu nehmen, allerdings nur aus der Sicht des Beschwerdeführers und des aktenführenden Beamten. Eine umfassende Darstellung des Schnapsbrennens oder der Trinkgewohnheiten unserer Vorfahren ist mit den folgenden kurzen Berichten nicht möglich und nicht beabsichtigt.

1839 beschwerte sich der Schnapsbrenner Joseph Anton Böhler aus Wolfurt über seine neu entstandene Konkurrenz, acht von der Behörde bewilligte Brennereigewerbe.¹ Mit seinem Protest setzte er den Beamtenapparat des Bregenzer Kreisamtes und der Innsbrucker Regierung in Bewegung. Im Tiroler Landesarchiv haben sich die Eingabe Böhlers und die Stellungnahme des ranghöchsten Vorarlberger Beamten, des Kreishauptmanns Ebner, erhalten. Böhler behauptete, daß er im Jahre 1826 der einzige Schnapsbrenner in Wolfurt gewesen sei und erst später der Rößlewirt Johann Kalb, außerdem Martin Schertler, Jakob Schneider, Josef Anton Fischer, Johann Fischer, Kaspar Haltmayer, Joseph Rohner und Joseph Müller ebenfalls zu Konzessionen für das Schnapsbrennen kamen.

Im Akt wird diese Dichte von Schnapsbrennern im kleinen Ort Wolfurt als „für das allgemeine Wohl nicht rätlich“ bezeichnet und festgestellt, daß der Lokalbedarf damit um das Doppelte überschritten wurde. Sechs Tafernen und zwei Schankwirtschaften soll es 1839 in Wolfurt gegeben haben. Bezüglich seiner verstorbenen Konkurrenten Baptist Rohner und Nikolaus Fischer sowie von Haltmayer und Müller behauptete er, daß sie wegen der hohen Besteuerung sehr schnell mit der Produktion aufgehört hätten, und unterstellte ihnen Schwarzbrennerei. Im Dorf sollen 20 bis 25 Bauern für den Eigenbedarf gebrannt haben. Zu den übrigen Bauern meinte Böhler, daß sie nicht genügend Früchte für die Branntweinerzeugung hatten. Er warf der Konkurrenz auch vor, daß sie heimlich den Branntwein zu Hause ausschenkte und auch kleinweise verkaufte. Als Maßgrößen beim Kleinausschank nennt er“ Seidel, Halbe und Maaß“. Er befürchtete, daß es durch den unbewilligten Ausschank dieses

scharfen Getränkes zu Exzessen im Dorf käme und die Dorfjugend verdorben würde. Böhler schätzte, daß in Wolfurt nur zwei Branntweimbrennereien bestehen konnten, neben der seinen noch die des Rößlewirtes Kalb². Kalb war das Branntweingewerbe angeblich von der Gemeinde bereits zugesichert worden, obwohl die Konzessionsverleihung Sache des Landgerichtes war.

Sachlich und informativ fiel der Bericht des Kreishauptmannes aus. Er bestätigte, daß in Wolfurt viele Wein- und Obstgartenbesitzer die Früchte zu Branntwein brannten und jeder seinen eigenen Destillationsapparat besaß. Er meinte, daß die Branntweinerzeugung in Wolfurt ein wichtiger Wirtschaftszweig war und daß man amtlicherseits nichts dagegen einzuwenden hatte, da für den Eigenbedarf erzeugt wurde und kein Ausschank stattfand. Als die oben erwähnten acht Wolfurter um eine ordentliche Brennkonzession ansuchten, lehnte zuerst Ebner ihr Ansinnen ab. Ebner meinte, daß die Entscheidung für oder gegen die Konzessionserteilung schwierig wäre. Es handelte sich ja nur um eine Nebenbeschäftigung der Bauern (die wohl einen wichtigen Teil des Einkommens darstellte), andererseits stufte er den Branntweinkonsum in den Landgemeinden als schädlich ein. Ebner war aber Realist genug zu erkennen, daß gegen einen übermäßigen Schnapskonsum kein direkter Zwang von „oben“ her Erfolg hatte.

Letztendlich sprach er sich für die Erteilung von Konzessionen aus, da die Schnapsbrennerei damit unter polizeiliche, amtliche Aufsicht kam und der Staat durch die hohe Besteuerung der Schnapsbrennerei Einnahmen hatte.

Wenn dem durstigen Wolfurter Wasser, Milch, selbsterzeugter Most und Wein zuwenig waren und er ein Bier wollte, mußte er sich in die Nachbargemeinden begeben. In den Jahren 1839 bis 1841 haben ein Kennelbacher und zwei Harder um Bierbraukonzessionen angesucht. Aus den dabei entstandenen Akten kann man einiges über die Bierbrauereien erfahren.

1841 suchte Joseph Sohm aus Kennelbach um die Gewerbekonzession für eine Bierbrauerei in seinem Heimatort an.³ Kennelbach war damals ein Ortsteil der Gemeinde Rieden, und Sohm hatte von der dortigen Gemeindevorstellung bereits die Bewilligung erhalten. Das Landgericht Bregenz, der Vorgänger der heutigen Bezirkshauptmannschaft, lehnte sein Gesuch jedoch ab.

Aus der Begründung für die Ablehnung kann man entnehmen, daß man damals nur während weniger Monate im Jahr, nämlich während der kältesten Jahreszeit, ein gutes Bier bekam. Der Landgerichtsbeamte drückte sich bei der Qualitätsbeschreibung des Bieres während des Sommers und Herbstes recht drastisch aus. Er meinte, daß nur wenige ohne Ekel und Widerwillen imstande wären, dieses Bier in der warmen Jahreszeit zu trinken. Das ist mit der Unmöglichkeit einer dauernden kühlen Lagerung des Bieres zu erklären. Die einzige Kühlmöglichkeit war die Einlagerung von Eis in den Kellern während des Winters.

Es soll damals im Gebiet des Landgerichtes Bregenz sehr viele Brauereien gegeben haben. Das Landgericht gibt 15 Brauereien an bei einer Bevölkerung von ca. 20 000. Die Situation der Bierbrauer wird nicht gerade als besonders gut beschrieben. Sie

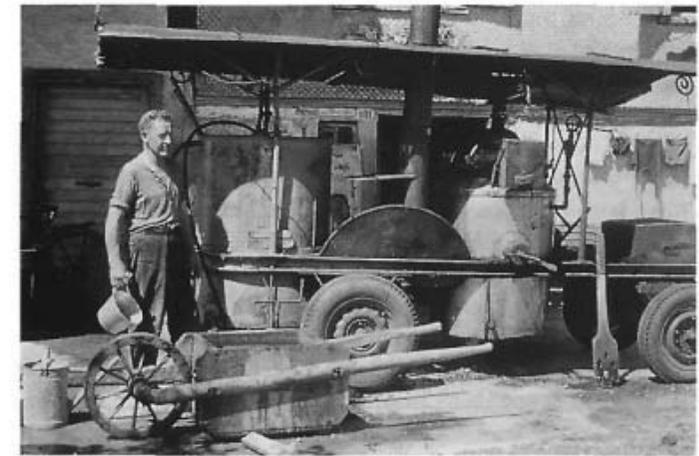


Bild 15:
Der Brennshafen.
Fahrbare Schnaps-
brennerei mit Emil
Dür um 1965.

sollen keine ausreichenden Betriebsfonds gehabt haben, obwohl gerade dieser Beruf bedeutende Finanzreserven erforderte. Viele Inhaber von Bierbraukonzessionen hatten den Beruf nicht erlernt und waren daher auf Brauknechte angewiesen, die für sie arbeiteten.

Als positives Beispiel für gute Bierbrauereien nannte der Landgerichtsbeamte Lindau. In dieser bayrischen Stadt sollen die zwei Brauereien das ganze Jahr über gutes Bier ausgeschenkt haben.

In Bregenz gab es 1841 vier Brauereien und in Lauterach zwei. Am Ende des Berichtes vertröstete der Beamte die Kennelbacher damit, daß die nächste Brauerei nur eine halbe Stunde von ihrem Dorf entfernt an der Achbrücke stand, worunter er die Bregenzer Achbrücke verstand.

Sohm legte gegen die Ablehnung seines Ansuchens erfolglos in Innsbruck Beschwerde ein.

In Hard kam es 1839 und 1841 zu Ansuchen um Bierbrauereieröffnungen. Andreas Büchele von Hard erhielt 1839 die Konzession erteilt.⁴ Im Akt wird unter anderem betont, daß es wünschenswert sei, wenn „das herrschende Getränk des Branntweins und des Mostes unter der arbeitenden Klasse verdrängt werde“. Damit waren die Arbeiter der Textilfabrik Jenny gemeint. Da Büchele den Beruf nicht erlernt hatte, war auch er auf einen Brauknecht angewiesen. Büchele hat von seiner Konzession jedoch niemals Gebrauch gemacht.

1841 suchte der gelernte Bierbrauer Caspar Brüstle in Hard um die Bierbrauerkonzession an.⁵ Im Akt werden die bei Sohm genannten Argumente über die Bierbrauereien wiederholt. Es wird aber noch ergänzt, daß Brüstle mit seinem Vater erst kürzlich ein Wohn- und Badehaus erworben hätte, ein Keller für die Bierlagerung aber fehle. Als Grund dafür wird sehr hoch stehendes Grundwasser genannt, was auch die Ursache für das völlige Fehlen von Brauereien in den Rheindeltagegenden

gewesen sei. Auch hier folgt erneut das Argument über den Most- und Branntwein-
konsum der Textil- und Holzarbeiter.

Die Gemeinde sprach sich übrigens für die Konzessionserteilung an Brüstle aus, da
es in Hard noch keine Bierbrauerei gab.

Wenn wir die vielen Details dieser Berichte zusammenfassen, so fällt auf, daß der
Schnapskonsum in Vorarlberg früher wahrscheinlich um einiges höher war als heute.
Dies kann vermutet werden aufgrund der doch recht hohen Anzahl von Erzeugern
und des Hinweises auf den Schnapskonsum der Arbeiter. Interessanterweise konnte
in Altenstadt bei Interviews mit Zeitzeugen, ehemaligen Gastwirten und Kindern von
Gastwirten, erhoben werden, daß Arbeiter jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit in
der Wirtschaft noch ein „Budele“ Schnaps tranken.

Bei den Bierbauern fällt auf, daß in allen drei Akten die mangelnde Qualität des
Bieres und die fehlende Berufsqualifikation kritisiert wird. Genau dieselben Ergeb-
nisse ergab eine Studie über die Bierbrauereien in Götzis. Die Behörden verwendete-
ten in ihren Berichten dieselben Argumente.

¹ Tiroler Landesarchiv, Jüngerer Gubernium, 1839, Gewerbe 4981, Fasz.865

² Johann Kalb, 1799-1875, war von 1835 bis 1842 Rößlewirt und einige Jahre lang auch Gemeinderat. Er
ist ein Vorfahre der Wolfurter Nagler-Kalb.

³ TLA, Jüngerer Gubernium, 1841, Gubernium 4569, Fasz.869

⁴ TLA, Jüngerer Gubernium, 1839, Gewerbe 22969, Fasz. 866

⁵ TLA, Jüngerer Gubernium, 1841, Gewerbe 6439, Fasz. 869

Meinrad Pichler

Kammerdiener Kaspar Kalb: eine Ergänzung

In der Heimat Wolfurt vom Juni 97 hat Siegfried Heim einen Artikel über Kaspar
Kalb geschrieben, der eine ungewöhnliche Karriere als kaiserlicher Kammerdiener
gemacht hatte. Als Kenner der örtlichen Verhältnisse hat Heim besonders den fami-
liären Hintergrund dieses Wolfurters ausgeleuchtet und den Kaiser, dem Kalb haupt-
sächlich diente, gewürdigt.

Mich hat diese von Heim erstmals vorgestellte Persönlichkeit dermaßen interessiert,
daß ich bei meinen folgenden dienstlichen Wenaufenthalten jeweils auch ein wenig
in Wiener Archiven nach Spuren von Kaspar Kalb suchte. Einiges war dabei zu er-
fahren, vieles wird für immer im Dunkeln bleiben.

Studium

Kaspar Kalb wurde als neuntes von 17 Kindern des Anton und der Benedikta Kalb
am 9.1.1756 in Wolfurt geboren. Das Geburtshaus, das vermutlich von Anton Kalb
erbaut wurde, steht heute noch im Strohdorf. Als Paten fungierten Andreas Haltmeier
und die Schwester des Vaters, Anna Kalb.

Daß gerade Kaspar von den elf Söhnen für eine Bildungslaufbahn ausgewählt wurde,
wird damit zusammenhängen, daß die Eltern selbst schon zur damaligen Dorfelite
gehörten (der Vater konnte beispielsweise schreiben) und eben dieser Knabe von den
Eltern oder vom Pfarrer als besonders begabt angesehen wurde.

Wo Kalb das Gymnasium absolviert hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls scheint er aber
eine Zeitlang in der Mehrerau gewesen zu sein, da der dortige Oberamtmann im
Jahre 1771 aus einer Ausbildungsstiftung der Pfarre Bildstein 27 Gulden erhielt und
zwar „für Caspar Kalb an sein Handwerkdeputat für erlernte Rechnungskunst“. Und
weil es im darauffolgenden Jahr keine Ansuchen um handwerkliche Ausbildungs-
unterstützungen gab, erhielt Kalb nochmals 28 Gulden.

Ab 1775 finden wir Kaspar Kalb als Student der Philosophie in Wien. Die Reichs-
hauptstadt war damals für alle, die nicht Theologie oder Medizin studierten, die erste
Adresse. Die Reise dorthin war zwar etwas beschwerlich aber billig. Die Studenten
begaben sich meist zu Fuß nach Ulm und trachteten von dort aus auf einem Floß
billig donauabwärts mitgenommen zu werden. Eine solche Wienreise dauerte manch-
mal mehrere Wochen.

Aus den Aufzeichnungen der Willi'schen Stipendienstiftung der Pfarre Bildstein ist
in den folgenden Jahren zu entnehmen, daß Kaspar Kalb kein besonders eifriger Stu-
dent war, daß er das Philosophiestudium nach einigen Jahren abbrach, um mit Jus zu
beginnen, und daß sich seine Studien sehr lange hinzogen, ohne daß sie mit einer
akademischen Würde abgeschlossen worden sind. Mehrmals mußten väterliche Gar-
rantien die fehlenden Zeugnisse ersetzen. 1784 wurde ihm das Stipendium schließ-

Wachter und Joseph Bergmann. Dem Bregenzer Bernhard Kiene war er bei der Besorgung einer Hofknechtstelle behilflich und auch sein Wolfurter Dorf- und Namenskollege Mathias Kalb kam vermutlich in den Genuß seiner Protektion. Dieser war zuerst beim Magistrat der Stadt Wien als „Schätzmeister bei den Handschuhmachern“ angestellt, ehe er in gleicher Funktion 1832 an den Hof wechselte.

Schließlich ist mit Sebastian Kalb ein Neffe des Kammerdieners nach Wien nachgereist, der ihm im Alter offensichtlich eine große Hilfe war und dafür vom betagten Onkel finanziell unterstützt wurde. Sebastian Kalb war selbständiger Bortenmacher, konnte aber offensichtlich ohne die Unterstützung seines Onkels von diesem Geschäft kaum leben. Jedenfalls wurde er nach dem Tod Kaspar Kalbs in den 1850er Jahren verarmt per Schub in seine Heimatgemeinde Hard zurückgebracht.

Ein Leben und Sterben ohne Aufsehen

Seinem Beruf entsprechend, in welchem Unterordnung, dauernde Präsenz und Discretion die Grundtugenden zu sein hatten, scheint Kaspar Kalb ein zurückgezogenes und sparsames Leben geführt zu haben. Eine Zeitlang (bis 1824) war er verheiratet und hatte seine Privatwohnung in der Mariahilferstraße. Kinder hatte er keine. Nach dem Tod seiner Frau hat Kalb im Kirchberg'schen Stiftungshaus für Hofbedienstete am Spittelberg Wohnung genommen, wo er bis zu seinem Tode am 16. April 1841 blieb. Er beschäftigte eine Hausmagd, die in den letzten beiden Monaten von einer Krankenpflegerin unterstützt wurde. Bis zu seinem 85. Geburtstag im Jänner 1841 hat Kalb in der kaiserlichen Kammer gearbeitet.

In seinem Testament hatte er eine „Stille Beerdigung“ gewünscht mit dem einzigen Zusatz, daß zehn Armen, „die beim Ceremonial erscheinen je 20 Kreuzer“ zu geben seien. Und auch die übrigen Bestimmungen des kurzen Testaments waren recht unspektakulär: Die Magd sollte die Einrichtung ihres Zimmers und der Küche erhalten, seinem Neffen Sebastian Kalb, der die letzten Verfügungen zu vollstrecken hatte, wurden alle übrigen Einrichtungs- und Kleidungsstücke zugesprochen, die nur einen Schätzwert von 260 Gulden ausmachten.

Seine Ersparnisse hatte der Erblasser in relativ komplizierten und - wie sich für die Erben erweisen sollte - unsicheren Transaktionen angelegt. Insgesamt hatte der Kammerdiener ein enormes Vermögen von 40.000 Gulden angespart, das zu gleichen Teilen an alle 12 lebenden Kinder seiner Brüder Johann Georg (Wolfurt), Benedikt (Hard), Andreas (Bregenz) und Balthasar (Wolfurt) gehen sollte. Allerdings meldete ein Wiener Kaufmann, dem Kalb einen Kredit von 20.000 Gulden gewährt hatte, wenige Tage nach der Testamentseröffnung seine Insolvenz an und aus der Masse war nicht mehr viel zu holen. Auch ein gewisser Freiherr von Bändern, der Kalb 4000 Gulden schuldet, zögerte lange mit der Rückzahlung. Wieviel die Erben tatsächlich erhalten haben, läßt sich aus dem komplizierten Verlassenschaftsakt, der erst 50 Jahre nach Kaspar Kalbs Tod geschlossen wurde, nicht mehr exakt feststellen. Jedenfalls haben drei Generationen von Wiener Notaren und Bregenzer Rechtsanwälten ordentlich mitverdient. Dies umso mehr, als 1885 der ohnehin komplizierte Erbfall neu aufgerollt wer-

den mußte, da man bei der Erstabwicklung eine Harder Nichte vergessen hatte. Zumindest auf diese Art blieb der bescheidene Kammerdiener Kaspar Kalb noch weit über seinen Tod hinaus in vieler Munde und zu unserem Glück in den Akten.

Quellen:

Stadtarchiv Wien, Verlassenschaften 2/2408/1841

Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Akten des Oberstkämmereramtes 507 und 864/1807, 176/809/1830, 172/580/1837, 37/8/1841

Vorarlberger Landesarchiv, Hs. U. Cod. Pfa. Bildstein 11

Hof- und Staats-Schematismus des österreichischen Kaiserthums (Jahre 1799 bis 1841)

Siegfried Heim: Kammerdiener des Kaisers. In: Heimat Wolfurt, Heft 19, 6/97

Ivan Zolger: Der Hofstaat des Hauses Österreich, Wien 1917.

Vom Gulden zum Schilling

Um das Jahr 2000 soll unsere Währung vom uns so lieb gewordenen Schilling auf den von vielen noch gefürchteten Euro umgestellt werden. Solche Veränderungen bringen viel Kopfzerbrechen mit sich. Dabei haben wir im Lauf der Geschichte doch schon etliche bewältigt. Und wenn ein vereinigtes Europa einen einzigen Krieg unter Nachbarn verhindern kann, dann ist dafür kein Preis zu hoch.

Geld hat eine lange Geschichte. Der ursprüngliche Naturalien-Tauschhandel war schon in der Bronzezeit durch Bezahlung mit Metallstücken ergänzt worden. Den Lydern in Kleinasien schreibt man die Erfindung von geprägten Münzen um 700 v. Chr. zu. Bei Persern, Griechen und Römern entwickelte sich daraus schnell der Handel mit Geld. Könige und Kaiser prägten immer mehr Münzen aus Gold, Silber und auch aus Kupfer.

Denar

Die erste in unserem Land zur Zeit von Christi Geburt eingeführte Münze war der aus Silber geprägte römische Denar. Als Brakteat trug er nur auf einer Seite das Bild des jeweiligen Kaisers. Im Landesmuseum sind viele solche in langer Zeit schwarz gewordene Silberdenar zu sehen. Die meisten wurden in Brigantium gefunden, einige auch an der Römerstraße in Lauterach.

Pfennig

Im Reich Karls des Großen war um 800 n. Chr. aus dem Silberdenar ein Silberpfennig geworden. Zum Schutz gegen Verfälschungen wurde er abgewogen. Ein Pfund (1 1 / libra) mußte 240 Pfennige enthalten. 12 Pfennige (12 d / denar) galten als ein Schilling (1 s / solidus). Als Münzen wurden aber nur die Pfennige geprägt.

$$1 \text{ l} = 20 \text{ s} = 240 \text{ d}$$

$$1 \text{ s} = 12 \text{ d}$$

Diese Währung galt bei uns mit den Konstanzer Pfennigen bis zum Ende des Mittelalters, im übrigen Österreich meist mit Friesacher oder mit Wiener Pfennigen. In England galt diese Einteilung sogar bis 1971 (!):

$$1 \text{ Pfund Sterling} = 20 \text{ shilling}, 1 \text{ sh} = 12 \text{ pennies.}$$

Was konnte man bei uns im Mittelalter dafür kaufen? Einigen Aufschluß geben die Zehentbücher des Klosters Mehrerau, in denen die Mönche schon um 1290 fein säuberlich aufschrieben, was ihre Lehensnehmer jedes Jahr zu bezahlen hatten.¹

Ein Schwein kostete 8 s, also 96 Silberpfennige. Ein neun Pfund schwerer Käslaib kostete 6 Pfennige.

Das Dorf Wolfurt gehörte zwar damals zum Kellhof und damit zum Kloster Weißenau.

Aber Rickenbacher Namen tauchen in den Mehrerauer Büchern häufig auf: *ruozinberc* (Rutzenberg), *slattingen* (Schlatt), *rikkenbach*, *dictus spaete* (Spetenlehen), *de molendino in rikkenbach* (aus der Mühle in Rickenbach).

Der Hof auf dem Rutzenberg schuldete jährlich als Lehenszins

$$13 \text{ s. } 2 \text{ scap. } 50 \text{ ova. } De \text{ orto } 3 \text{ s.}$$

Das waren 13 Schillinge (156 Silberpfennige), 2 Schweinsschinken, 50 Eier und dazu aus dem Garten eigens noch 3 Schillinge.

Das Gut im Schlatt kam dagegen mit der Zahlung von 18 den, also dem Wert von drei Käslaiben davon.²

Von viel größeren Summen erfahren wir aus Kaufverträgen. Im Jahre 1402 verkaufte Junker Hans für 500 Pfund Pfennige die Hälfte von Schloß Wolfurt an das Kloster Mehrerau.³ Ritter Ulrich von Schwarzach verkaufte 1451 seine Burg Veldegg im Wolfurter Oberfeld samt einem Haus in Bregenz und einem Hof in Schwarzach für 944 Pfund Pfennige ebenfalls an Mehrerau.⁴ Welch ungeheure Massen von Silberpfennigen mußten da bewegt, abgewogen und in mächtigen Truhen verschlossen werden, auch wenn sicher nicht alles bar bezahlt wurde!

Gulden und Taler

Kaufleute benötigten für große Werte andere Geldeinheiten als die Silberpfennige. In Florenz hatte man deshalb schon 1252 Goldstücke zu Münzen geprägt, die *Florentiner Gulden*.

In Schwaz in Tirol ließ Herzog Sigismund (der Münzreiche!) ab 1484 aus Silber eine große Münze im Wert eines Guldens prägen, die bald als *Taler* (von Joachimsthal in Böhmen) in alle Welt hinaus ging. Der Pfennig war zum silbernen *Kreuzer* geworden. 3-Kreuzer-Stücke wurden als *Groschen* geprägt, an manchen Orten auch 4er als *Batzen* oder 6er als *Sechser*. Diese Münznamen kennen wir heute noch aus alten Volksliedern.

Im Jahre 1753 versuchte Kaiserin Maria Theresia, Ordnung in die von Land zu Land verschiedenen Geldsorten zu bringen. Sie schuf in Übereinkunft mit Bayern für Österreich die Conventionswährung:

$$1 \text{ Taler} = 2 \text{ Gulden} = 120 \text{ Kreuzer}$$

$$1 \text{ fl (Gulden)} = 60 \times (\text{Kreuzer})$$

Der *Maria-Theresien-Taler* aus Silber gewann weit über Österreich hinaus Bedeutung. Im Orient blieb er bis in das 20. Jahrhundert ein beliebtes Zahlungsmittel. Er wird in Wien auch heute noch geprägt. Das Gleiche gilt für den *Dukaten* aus Gold, der schon im 14. Jahrhundert aus Venedig nach Österreich kam und bei uns immer noch als Wertanlage geschätzt wird.

Die Geldknappheit wegen des Siebenjährigen Krieges gegen Preußen zwang Maria Theresia, im Jahre 1762 auch erstmals *Papiergeld* auszugeben. Sie ließ Banknoten mit Werten zwischen 5 und 100 Gulden drucken. Die *Bancozettel* haben aber schon in der ersten Inflation von 1809 den größten Teil ihres Wertes verloren. Das Vertrauen auf Papiergeld ist seither auch von anderen Regierungen noch mehrmals arg miß-

braucht worden. Silbergulden und die ab 1760 aus Kupfer geprägten Kreuzer hatten ihren Wert behalten.

In den Hohenemser Fallbüchern wurden um 1760 die Abgaben aus dem Kellhof Wolfurt aufgeschrieben. Eine Kuh kostete 8 bis 16 Gulden, ein Roß 12 bis 24, manchmal auch mehr als 30 Gulden.

Die Wolfurter Bauernhöfe wurden im Steuerbuch von 1785, als Ried und Ippach noch nicht verteilt waren, im Durchschnitt mit etwa 1000 Gulden bewertet, nur wenige mit mehr als 2000 Gulden.⁵

Für 4500 Gulden löste Hofsteig-Ammann Joseph Fischer 1771 den Kellhof Wolfurt mit vier dazu gehörigen Höfen aus dem Besitz der Gräfin Rebecca von Hohenems.⁶ Der aus Buch stammende Holzmüller Johann Stadelmann konnte 1772 das Schloß Wolfurt samt dem großen Bühel für 3600 Gulden kaufen.⁷

Auch die kleinen Dinge hatten ihren Preis. Im Jahre 1822 rechnete der Schulaufseher mit der Gemeinde ab:

1 Reißbley (Bleistift)	3 x (Kreuzer)
1 Buch Schreibpapier	12 x
1 Dutzend Tintengläser	12 x
1 Büschel Schreibfedern	20 x
1 Lesebuch	20 x
1 Bettmuster (Rosenkranz)	7 x ⁸

Den Ausgaben muß man immer den Arbeitslohn entgegenstellen. Ein Tagelöhner erhielt für einen ganzen Tag Arbeit in Feld oder Wald oder auch bei einem Handwerker nur 30 x, also einen halben Gulden. Dabei waren die Grundnahrungsmittel keineswegs billig:

1 Kilogramm Mehl	10 x
1 Liter Milch	4 x

Zudem lasteten auf den meisten Höfen große Schulden bei Kirche, Schulfond oder bei den Geldverleihern in der Stadt, für die jährlich 5 Prozent Zinsen bezahlt werden mußten.

Silbergulden

Im Jahre 1857 stellte Österreich seine Währung auf das Dezimalsystem um. Jetzt galt:

1 fl (Gulden) = 100 x (Neukreuzer)

Nur mehr 4- und 8-Guldenstücke wurden jetzt aus Gold geprägt, 2er und 1er dagegen aus Silber.

Einige Preise aus dem Wolfurter Gemeindeblatt von 1891:

1 kg Maismehl	11 x
1 kg Mehl	18 x
1 kg Schweineschmalz	60 x
1 l Wein (über die Gasse)	32 x

Goldkronen

Schon 1892 kam die nächste Umstellung, diesmal auf Goldkronen. Für einen Gulden erhielt man zwei Kronen. Neue Einheiten also jetzt

1 K (Krone) = 100 h (Heller)

In den auf die Jahrhundertwende folgenden goldenen Stickerzeiten stand bei uns in Wolfurt der Schweizer Franken besonders hoch im Kurs. Da bezahlten die Sticker nicht selten mit einem *Fünf-Libar* (Fünf-Franken-Stück). Als dann 1914 aber der Weltkrieg ausbrach, verschwand ganz schnell alles Hartgeld in den Sparstrümpfen. Die Regierung mußte Papiergulden drucken lassen.

Das Papiergeld verlor ständig an Wert. Die Inflation steigerte sich bis 1922 in rasender Eile. Postmeister Rudolf Böhler notierte wichtige Preise in seiner Chronik:

	1914	1917	1922
1 kg Mehl	0,38 K	0,70 K	550,- K
1 kg Maismehl	0,21	0,74	450,-
1 kg Butter	2,20	5,80	2 400,-
1 kg Rindfleisch	2,10	5,60	800,-
1 kg Schweinefleisch	2,30	6,50	2 000,-

Damit war aber das Ende der Teuerung noch nicht erreicht. Die Preise stiegen noch einmal auf das Zehnfache.

Eine Briefmarke kostete 1914 noch 10 Heller, 1923 aber 1500 Kronen.⁹ Der Staat druckte riesige Banknoten. Die größte vom September 1922 hatte einen Nennwert von 500 000 Kronen. Der Stundenlohn eines Arbeiters lag jetzt bei 10 000 Kronen. Im Jahre 1923 konnte Bundeskanzler Seipel mit einer riesigen Anleihe vom Völkerbund die Inflation endlich stoppen.

Bild 17:

Inflation beim Tanzabend: 1919 kostete der Eintritt noch 2 Kronen, 1924 dagegen 4000 Kronen.



Schilling I

Mit Datum vom 1. Jänner 1925 wurde eine ganz neue Währung eingeführt. Für 10 000 Kronen bekam man jetzt 1 Schilling.

1 S (Schilling) = 100 g (Groschen)

Das Geld erwies sich jetzt als stabil. Für die allermeisten Österreicher wurde ihr *Alpen-Dollar* sogar bald sehr rar. Nach dem *Schwarzen Freitag*, dem 25. Oktober 1929, war eine furchtbare Weltwirtschaftskrise ausgebrochen, die überall zu Arbeitslosigkeit und Hunger führte.

Einige Preise vom Wolfurter Turnfest 1930:

1 großes Bier	1,- S
1 Limonade	0,40 S
1 Liter Wein	3,20 S
1 Schübling mit Brot	0,60 S

Reichsmark

Am 12. März 1938 marschierten deutsche Truppen in Österreich ein. Ab 17. März galt auch bei uns die deutsche Reichsmark. Für eine Reichsmark mußte man 1,50 Schilling umwechseln.

1 RM (Reichsmark) = 100 Rpf (Reichspfennig)

Durch die Zwangswirtschaft blieben während des langen folgenden Krieges die Preise absolut stabil. Genau wie 1938 galt auch noch 1945

1 kg Mehl	0,45 RM
1 l Milch	0,30 RM

Schilling II

Nach Kriegsende führte Österreich am 20. Dezember 1945 wieder die Schilling-Währung ein. Für eine Reichsmark erhielt man jetzt einen Schilling. Allerdings bekam jeder Bürger *nur 150 S* in die Hand. Alles andere wurde auf Sperrkonten verrechnet. Kubikmeterweise wurden Papier-Reichsmark eingesammelt und vernichtet. Nicht wenige sollen auch in den Öfen der Schwarzhändler verbrannt worden sein. Groschen gab es noch keine. Als Münzen verwendete man noch weiterhin die alten Reichspfennige mit dem Hakenkreuz.

Weil zusätzlich die Besatzungssoldaten ihre schon 1944 in den USA gedruckten *Alliierten Militärschillinge* auf den Markt warfen, hatte niemand Vertrauen in das Papiergeld. Es entstand schnell ein Schwarzmarkt mit einer seltsamen Währung aus Schnaps, Butter und Zigaretten.

Das Gesetz vom 19. November 1947 brachte neue Schilling-Banknoten und jetzt endlich auch wieder österreichische Münzen. Und wieder erhielt jeder Staatsbürger nur 150 neue Schillinge. Diesmal wurde das übrige Geld gleich um zwei Drittel abgewertet. Ab 1948 brachte der *Marshallplan* mit seinen ERP-Mitteln die Grundlagen zur Gesundung der Wirtschaft. Mit der Vollbeschäftigung setzte gleichzeitig eine starke Geldentwertung ein. Bis 1952 stiegen die Lebenshaltungskosten auf das Sie-

benfache. Eine Reihe von Lohn-Preis-Abkommen minderten das Ansehen unseres Geldes.

Das änderte sich mit dem *Raab-Kamitz-Kurs* ab 1953. Im Jahre 1955 gab es zum Staatsvertrag sogar die ersten silbernen *25er-Münzen*. Zwar verschwanden sie ebenso schnell bei den Sammlern wie 1976 die wie aus einem Märchen auftauchenden *Gold-Tausender*, aber die Finanzwelt hatte Vertrauen zu unserem kleinen Land gefaßt.

Längst stellt sich unser Schilling selbstbewußt als *öS* und seit einiger Zeit als *ATS* frei austauschbar der Konkurrenz aus den anderen Industrienationen. Das erwarten wir im nächsten Jahrtausend auch vom neuen *Euro*, von unserem Euro.

¹ Benedikt Bilgeri, Zinsrodel Mehrerau, 1940

² Wie 1, Seite 13

³ Andreas Ulmer, Burgen, 1925, S. 390

⁴ Wie 3, S. 394

⁵ Volaucnik, Sozialstrukturen, Heimat Wolfurt, Heft 6, S.16

⁶ Welti, Kellnhof Wolfurt, LMV 1952, S. 11

⁷ Wie 3, S. 397

⁸ GA Wolfurt, Schachtel 1822, Schule

⁹ Karl Gerstgrasser, 100 Jahre Raiffeisen Thüringen, 1995. Diesem Buch sind auch einige der nachfolgenden Daten entnommen.

Aus Lutzo-Ferdes Josefs Notizbuch

Frau Hildegund Mathis-Gmeiner überläßt uns hier einen Auszug aus dem Notizbuch ihres Vaters. Neben den interessanten Schilling-Preisen aus der Arbeitslosenzeit in den schlimmsten Jahren der ersten Republik vermittelt uns die Aufstellung auch einen Einblick, wie ein Bauer und Sticker 1934 bis 1936 in Wolfurt wirtschaftete.

Franz Josef Gmeiner (Jg. 1889, *Lutzo-Ferdes* aus Rickenbach) hatte 1921 in das Stammhaus der Fischer in Spetenlehen eingeheiratet. Die Familie umfaßte jetzt sechs Personen, mit seiner Frau Paulina Fischer noch die vier Kinder Siegfried 1922, Paul 1924, Albert 1828 und Hildegund 1929. Die beiden großen Buben gingen bereits in die Realschule und in das Gymnasium, Albert und Hildegund wurden erst in die Volksschule eingeschrieben.

1934

Roßheu verkauft an Heuhändler	per kg	S 0,08
Heu verkauft an Heuhändler	per kg	0,10
Mostobst verkauft an Pfanner, Lauterach	per kg	0,05
Lageräpfel verkauft an Pfanner,	Boskop	per kg 0,22
	Berner Rosen	per kg 0,22
	Lederer	per kg 0,14
Mosten bei Keckeisen kostet	per l	0,03
Most verkauft	per l	0,26
Saft (ohne Wasser)	per l	0,38
Schnaps	per l	3,—
Lichtstrom pro Monat für 6-Personen-Haushalt		12,50
Schulgeld Realschule Dornbirn pro Schuljahr		170,—
Schulgeld Gymnasium Bregenz		162,69
ein Damenkleid vom Kleiderhaus		45,50
ein Paar nach Maß gearbeitete Damenschuhe		34,40
Versicherung für Motorrad Harley-Davidson pro Jahr		48,—
Steuer für Motorrad Harley-Davidson pro Jahr		12,—
ein Reifen für Motorrad-Anhänger		21,—
Pacht erhalten für Fettwiese	per ar	4,—
Stube und Küche ausmalen durch Maler Rohner		329,10
Kies	per m ³	6,—
Sack Zement	50 kg	5,—
Sack Kalk	40 kg	2,50
Minium-Rostschutzfarbe	per kg	2,—



Bild 18: Josef Gmeiner, Jg. 1889, als junger Soldat im 1. Weltkrieg.

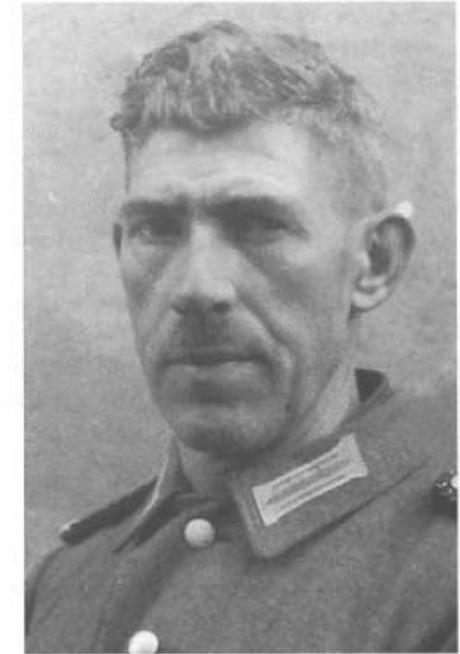


Bild 19: Josef Gmeiner als einer der ältesten Wolfurter Soldaten im 2. Weltkrieg.

ein Pferd ausleihen	je Stunde	0,30
Schnaps-Brennhafen ausleihen	je Stunde	1,—
Schnapsbrennerlohn (Marteles)	je Stunde	0,75
Holzschwärtling verkauft	per m ³	5,—

1935

Dachschindeln gekauft	je Bund	S 4,50
Fettkäse vom Bauern Hopfner in Geißbirn	per kg	2,65
Butter vom Bauern	per kg	4,00
Selchfleisch vom Bauern	per kg	2,25
Buchenholz	per m ³	15,—
Holz sägen	per m ³	1,50
Kraut verkauft an Privat	per kg	0,17
Kartoffeln verkauft an Privat	per kg	0,17
Mostessig verkauft	per l	0,20
ein Suppenhuhn verkauft		1,10
ein Hahn		1,70

Hühnereier	per Stück	0,11
junge Bäume kosten	per Stück	3,30
2 Bäume veredeln lassen		11,—
Baumspritzmittel Neo-Dendrin	per l	1,70
ein Sensenworb		2,—
Mausfallen	per St.	0,20
Kunstdünger Thomasmehl vom Verband	per 100 kg	12,50
Kunstdünger Knochenmehl vom Verband	per 100 kg	13,—
Gemeindeblatt pro Jahr		4,50
ein Herrenüberzieher vom Kleiderhaus Schwerzler		120,—
Hut und Krawatte		13,80
2 Bubenmäntel vom Schneider Mitterdorfer		94,77
ein großer Bilderrahmen von Vinzenz Winder		2,30

1936

100 italienische Lire kosten 58,— S

100 Schweizer Franken kosten 175,50 S

Eine Tagelöhnerin bekommt für Heu- und Feldarbeit das Essen und pro Tag 4,50 S. Ein Tagelöhner bekommt das Essen und 6,— S.

Honig vom Imker	per kg	6,—
Milch vom Bauern	per l	0,50
ein Schwein, Lebendgewicht	per kg	1,70
Schweinefleisch ab Hof	per kg	2,30
ein elektrisches Heizkissen		15,—
Steinkohle vom Händler	je 100 kg	10,—
Braunkohle vom Händler	je 100 kg	7,80
ein Paßbild		3,—
ein Bubenanzug vom Kleiderhaus Schwerzler		48,—
ein Schlosseranzug von Bohle, Wolfurt		11,90
Buscheln	per St.	0,23

Siegfried Heim

Flucht in die Höhle

Die Berichte über den Ippachwald in den letzten Heften führten Kurt Feurle zu mir. Ob ich nicht auch eine Höhle kenne? Er suche die Höhle, in welcher er als dreijähriger Bub mit seiner Mutter 1945 die letzten Kriegstage verbracht hatte.

Das machte mich neugierig. Natürliche Höhlen gibt es im weichen Mergelfels des Steußbergs nicht. Nur im Kalkgestein zwischen Freschen und Ifen haben unterirdische Wasserläufe vielerlei Höhlen ausgeschwemmt. Allerdings gibt es in unserem Ippachwald, wo die Bäche tiefe Tobel gegraben haben, eine ganze Reihe von überhängenden Felswänden. Zwei breite Höhlen kenne ich nur an der Ach, ein Stück hinter dem Schießstand *bim Meteorstoa*. Aber das sind wahrscheinlich alte Steinbrüche. Als Melchior Jenny 1837 die Kennelbacher Fabrik bauen ließ, führten ja die Wolfurter Steinbrecher Josef Anton Rohner (*Haldobuob*) und Ferdinand Mesch zusammen mit Josef Sohm aus Kennelbach die Bruchsteine für die riesigen Mauern auf Booten achabwärts zum Bauplatz.¹ Nein, Kurt suchte eine Höhle mitten im Wald.

Auf die richtige Spur wies mich dann der Leiter jener Fluchtaktion von 1945, der heute 90jährige Martin Schwärzler, *Klamporars Marte*. Zusammen mit meinem Enkel Cornelius habe ich die Höhle auch bald gefunden und seither ein paar Mal aufgesucht. Weit oben über dem Frickenesch erreicht die Hohlgaß gegen Meschen zu eine Felsfluh, die senkrecht gegen das Eulentobel abfällt. Der Höhenweg quert sie an ihrer niedrigsten Stelle mit in den Fels eingehauenen Stufen. Ein Stück weiter gegen das Tal zu hängt die Wand weit über. Darunter hat sich in einer trockenen Mulde viel Buchenlaub angesammelt. Hier haben also vor mehr als 50 Jahren ein Dutzend verängstigte Menschen zwei kalte Nächte durchwacht!

Mit seiner Frau und vier kleinen Kindern wohnte Marte schon damals in einem der uralten Holzhäuser im Tobel. Frau Melina erwartete bald ihr fünftes Kind. Als Spezialist für Aluminium-Schweißen war Marte für seinen Rüstungsbetrieb unentbehrlich und daher vom Frontdienst freigestellt. Zusätzlich betreute er auch noch die zum Wolfurter Schloß gehörige Landwirtschaft. Der Schloßherr Fritz Schindler war mit seinen Angehörigen in die Schweiz geflohen. Das Schloß hatte er seiner treuen Lisa anvertraut. Mit ihrem kleinen Buben Kurt blieb die junge Witwe allein in dem riesigen Bau zurück.

Die deutsche Westfront war zerbrochen. Vom Schloß aus konnte man an den näherkommenden Rauchfahnen den Vormarsch der Franzosen am deutschen Bodensee-Ufer erahnen. Täglich suchten Tiefflieger überall im Land Ziele für ihre Bomben und Bordwaffen. Frau Lisa hatte Angst. Das Schloß könnte ja für die Jagdbomber ein lohnendes Ziel sein. Als Marte ihr am Abend die Milch brachte, besprach sie mit ihm die Gefahr.

Auch Marte wollte fort. Falls das Dorf in Brand geschossen wurde, waren die eng



Bild 20:
Die Höhle am Eulentobel. Februar 1998.

aneinander gebauten Häuser im Tobel nicht zu retten. Viele Dörfler waren bereits mit Koffern und Rucksäcken zu Bekannten nach Bildstein oder Buch geflohen. Als Lisa nun um Hilfe bat, stand Martes Plan schon fest. Noch von seiner Kindheit her kannte er die Höhle am Eulentobel. Dort wollte er Schutz suchen.

Schwer bepackt mit Kleidern, Bettzeug und Eßwaren machte sich die Familie Schwärzler am Morgen des 30. April auf den Weg ins Holz hinauf. Ein paar nahe Angehörige aus Kennelbach hatten sich angeschlossen. Beim Schloß wartete schon Lisa mit dem kleinen Kurt. Jetzt nahmen die Erwachsenen die fünf Kinder in die Mitte, überquerten den Holzerbach und stiegen dann zu Wüstners einsamem Haus ins Frickenesch hinauf. Ängstlich versteckten sie sich unter den Bäumen, wenn lautes Dröhnen das Nahen von Flugzeugen ankündigte. Die Piloten machten ja Jagd auf jedes Lebewesen!

Endlich erreichten die Flüchtlinge den schützenden Wald an der Hohlgaß und bald darauf auch ihr Ziel am Eulentobel. Bang fragend schauten die Frauen auf die seltsame Höhle. Nur wenig Schutz gegen Wind und Kälte versprach sie. Aber dann griffen alle zu. Die Männer lehnten Stangen und Äste gegen die Felswand und bauten so einen Windschirm. Die Frauen häuften das trockene Buchenlaub auf und betteten die Kinder eng aneinander auf das bescheidene Lager. Eßwaren hatten sie genug mitgebracht. Marte besaß ein für damalige Zeiten ganz seltsames Kochgerät, einen mit Karbidgas betriebenen kleinen Brenner. Darauf konnte er nun sogar die Suppe heiß machen. Gegen Abend stieg Marte noch einmal zum Schloß hinab. Er versorgte das Vieh im Stall und brachte die kuhwarme Milch zum Versteck hinauf. Ein wärmendes Feuer erlaubte er nicht. Er wollte keinen Überfall herausfordern. Vielerlei Volk war in diesen Tagen auf der Flucht. Schwer bewaffnete Soldaten hasteten durch den Wald, aber auch entflozene Kriegsgefangene und heimatlose Zwangsarbeiter, die auf Schleichwegen die rettende Schweiz suchten.



Bild 21:
Cornelius hat geheime Zeichen gefunden: IHS.

Qualvoll lange dauerte die Nacht. Ungewohnt hart war das primitive Lager. Peinige Kälte fraß sich durch Mäntel und Wolldecken. Am Morgen lag draußen Schnee. Der 1. Mai!

In aller Frühe machte sich Marte auf den Weg ins Dorf. Dort wimmelte es von durchziehenden deutschen Soldaten. Von Bregenz her hörte man Kanonendonner. Dicke Rauchschwaden stiegen aus der Stadt auf. Jeden Augenblick erwartete man auch einen Bombenangriff auf Wolfurt. Eilig stieg Marte mit einem Bündel warmer Kleidung und einer Kanne frischer Milch wieder in den Wald hinauf.

Frauen und Kinder saßen in der Höhle beisammen. Aber Martes junger Bruder Albert und Scheibers Rudl erkundeten die Gegend. Rudl war gerade auf eine hohe Tanne geklettert, um bessere Sicht ins Tal zu haben. Wie schimpfte Marte ihn nun aus! Ein gar leichtes Ziel hätte der junge Mann in seiner hellen Windjacke für die schießwütigen Piloten abgeben können!

Ein langer Tag folgte. Nur wenig Abwechslung brachte das Sammeln von Ästen für einen dichteren Windschutz. Nässe tropfte vom Fels und von den Tannen und drang in die Kleider ein. Die Kinder waren nicht leicht zu beschäftigen. Sie wollten heim. Aber den Eltern erschien das zu gefährlich. Also, noch eine Nacht in der kalten Höhle! Nur Großmama Agatha stieg ins Dorf hinab. Sie hatte genug von der einen Übernachtung im Wald und wollte ein Bett.

Am anderen Morgen schlich Marte wieder auf Erkundung ins Dorf hinab. Da und dort knatterten Schüsse. Am Vormittag marschierten die Franzosen ein: Infanterie auf amerikanischen Dodges, riesige Panzer, dann Marokkaner auf Mulis. An allen Häusern weiße Fahnen! Schon kamen die verbliebenen Dorfbewohner vorsichtig aus ihren Verstecken heraus, suchten Kontakt mit den Nachbarn, überwand die Angst vor den fremden Soldaten.

Jetzt konnte Marte auch seine Leute aus dem Wald herabholen, heim ins Schloß und

in das alte Haus im Tobel. Die Gefahr war vorbei, ein guter Schutzengel hatte sie alle bewahrt.

Ich weiß nicht, ob jemand von den Flüchtlingen später die Höhle noch einmal besucht hat. Mit Staunen und Ergriffenheit habe ich dort oben aber seltsame Zeichen gefunden. Große Buchstaben, tief in eine mächtige Felsplatte am unteren Höhleneingang eingemeißelt: *IHS*, darüber ein Kreuz, darunter ein Blumensymbol. Das Christus-Monogramm! Ein Hilferuf zu Christus dem Retter. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wann und von wem die Bitte hier in den Fels eingegraben wurde. Aber die Zeichen bleiben wohl eine Erinnerung an das Dunkel und die Kälte zweier langer Nächte.

¹ Egon Sinz, Heimatbuch Kennelbach, 1987, S. 73.

Aus einer alten Zeitung

Wolfurt, 2. Mai 1898. Das gestern von der löbl. Schützengesellschaft veranstaltete Kaiserjubiläumsfest nahm einen gelungenen Verlauf. In aller Frühe krachten die Pöller und die Musik zog mit klingendem Spiel durchs Dorf. Um 8 Uhr bewegte sich ein langer Zug von Schützen, voran die Musik und weißgekleidete Jungfrauen, von der Krone durch die reichbeflaggten Straßen zur Kirche; in gleicher Ordnung fand dann die Monatsprozession statt. Während des Hochamtes spielte die Musik kirchliche Weisen. Am Schlusse folgte das Tedeum und die Kaiserhymne. Auf dem Kirchplatz machte der Zug Halt, die Musik spielte etliche Arien und während dieser Zeit machte unser Photograph, Herr Maler Engelbert Köb, eine photographische Aufnahme; von hier begab man sich zum „Hirschen“ und von dort zur Schießstätte.

Um 1 Uhr begann das Schießen und nach 3 Uhr das Concert der Harmonie-Musik. Die Schießstätte befindet sich bekanntlich auf einer Anhöhe, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt. Mehr als 1000 Personen waren anwesend und campierten im Freien. Herr Landeshauptmann beehrte die Feier mit seiner Gegenwart. Zuerst bestieg Herr Gemeindefunktionär Fink von Hard die Rednerbühne und hielt eine patriotische Rede, die mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser schloß und auf die dann die Volkshymne folgte.

Bald folgte die Rede des Herrn Landeshauptmannes Adolf Rhomberg, in der er seine Freude über das von der Wolfurterzunft arrangierte Jubelfest aussprach. Die Rede wurde mit großem Beifalle aufgenommen.

Bei einbrechender Dunkelheit wurden zahlreiche bengalische Feuer und Raketen losgebrannt, die weithin zu sehen waren. Die Harmoniemusik hat ihre Sache, obwohl der Gründer derselben, Herr Jos. Schertler, wegen längerer Krankheit keine Proben mehr abhalten und auch leider heute nicht anwesend sein konnte, sehr gut gemacht, indem sie gezeigt, daß sie Existenzberechtigung besitzt und ihren bisherigen Ruf weiter verdient.



Suchbild 21

Hoch lebe der Installateur! steht auf dem Schild. Das Foto vom Handwerkerumzug 1936 zeigt die Elektriker mit einer riesigen Glühbirne und die Brunnenmacher mit einer Ratschenkluppe. Kennst Du einen der Männer?
(Ruf an unter 62 973!)

Suchbild 20: Das Bild vom **Jahrgang 1922**, aufgenommen anlässlich der Jungmänner-Musterung im ersten Kriegsjahr 1940, war wieder Anlaß zu vielen Gesprächen. Mit einer einzigen Ausnahme konnten wir noch alle Namen finden. Sie sind auf der letzten Umschlagseite abgedruckt.

Komplette Listen übermittelten Emma Mangler und aus Schwarzach Emil Höfle (dieser nach Rücksprache mit Berta Schertler-Winder, *Kassians* vom Himmelreich). Richtige Lösungen kamen auch von Emil Geiger aus Bregenz, Fina Loitz-Böhler und Rösle Höfle-Gasser aus Kennelbach, Paula Fischer, Theresia Mohr und Friedrich Heim.

Danke für Euer Interesse, für die Zuschriften und Anrufe (trotz falscher Nummer)!

So heo s i ghört (21)

As goht um s Geold

*An Richo heot Geold as wio Dräck, Geold wio Höü, Geold wio Hüsor.
Ar höüot im Geold. Ar ist uf s Geold as wio do Teifol uf d Seel.
Ar hockot uf om Geoldbüttol.
Deor iträssiort Kluppseckol!
Ar heot s Geold ghürotot.
Buobo, hürotond a Riche, wüost und grötig wiord a jede!*

*An Armo freoßond d Schulda. Ar muß do Zis bi Hällar und Pfänig zahlo.
Ar kut um Sack und Bändol. Ar kut an Beottolsack.
Ar söt an Geoldschißar heo.
Ar drait jedo Krützar zwoamol um.
Am liobsto tät ar do Krützar no spalto.
Späro muß ma bi do Richo leonno.*

*Du bist di Geold weort, wenn-d s Glump tür ist!
Niomm an Krützar undor d Zungo, daß d eobbas weort wiorst!
Du giolst do Batzo!
Do heost an Krützar zom nöüo Häß!*

*Geold will dunkol.
Dom Jömmorar söt ma neo und dom Prahle geo.
Geold stinkt nit!
Weor do Krützar nit ehrt, ist do Gulde nit weort.*

*Sus no eobbas und a goldine Uhr!
A goldis Nütele im a silbrigo Büttele.
Nuschlouar Gold. Pfänig-ganze Schnallo-Botscho.
Di golde Hohzig, goldige Zita, an goldgeolo Gugolupf.
Deor best Öpfol ist halt doch an Goldgranätlar!*

S letscht Hembb heot kan Sack!

(z. T. nach Jutz, Vorarlbergisches Wörterbuch)

Jahrgang 1922 auf Suchbild 20

1. Reihe hinten v. l.: Kaspar Köb, Hubert Mohr (Ehrenringträger), Siegfried Höfle, Josef Schertler, Artur Doppelmayr und Hubert Waibel (beide Ehrenbürger), Siegfried Gmeiner, xx (unbekannt), Alwin Gmeiner.

2. R.: Dina Winder-Köb, Friedel Göppel, Maria Matt, Emma Guldenschuh-Mangler, Hilde Gmeiner-Klocker, — Nora Müller-Lechner, Berta Köb-Meusburger, Rosa Küng, Berta Flatz.

3. R.: Anna König-Ebli, Sr. Elsa Thaler, Hedwig Mesch-Hartmann, Heinrich Höfle, Friedel Gmeiner-Thaler, Ernst Schwerzler, Anni Höfle-Germann, Alfred Spiegel, Herbert Amann, Herbert Schertler

4. R.: Raimund Schwerzler, Siegfried Nagel, Alfons Kalb.

Etliche Mädchen fehlten, weil sie zu dieser Zeit bereits zum Arbeitsdienst eingezogen waren: Agnes Fischer-Fitz, Regina Stöckler-Festini, Trudi Drechsel-Hrdlicka, Kathi Mohr-Rohner,